MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80458-17

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

SCHIMMELPFENG, GUSTAV

TITLE:

J.R. SCHIMMELPENNINGK,...

PLACE:

NORDHAUSEN

DATE:

1871

Master Negative #

91-80458-17

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Dissertation

949.2
Z81
Q

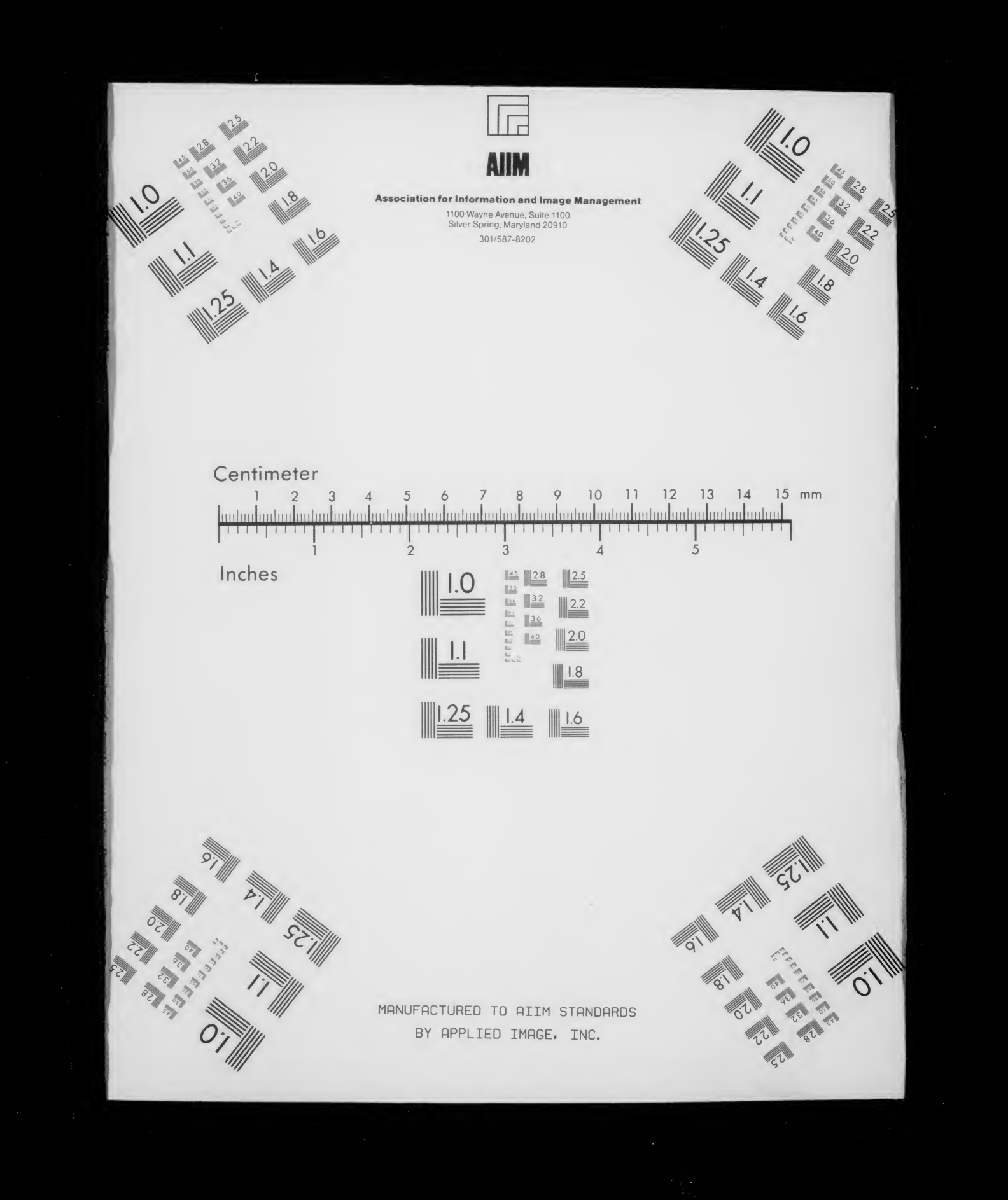
Schimmelpfeng, Gustav
J. R. Schimmelpenningk, rathspensionär von Holland
Ilfeld 1871

No 5 of a vol of dissertations

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 13x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 2-23-93 INITIALS JM D C
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Schimmelpenninck, Rutger Jan No. 5 1765-1825
Holland (hist.)
949.2
281

Jahresbericht

über das

Königliche Pädagogium zu Ilfeld

von Ostern 1870 bis Ostern 1871,

womit

zur Feier

des Allerhöchsten Geburtstages

Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preussen

Wilhelm I

Mittwoch, den 22. März, Vormittags 11 Uhr,

im Namen des Lehrer-Collegiums

ergebenst einladet

der Director

Professor Dr. Gustav Schimmelpfeng.

Inhalt:

1) J. R. Schimmelpenningk, Rathspensionär von Holland. Vom Director.
2) Einführungsrede des Herrn Provinzial-Schulrath Schmalfuss.
3) Antrittsrede des Directors.
4) Schulnachrichten von demselben.

Nordhausen 1871.
Druck von C. Kirchner.

In den trüben Zeiten der deutschen Ohnmacht und Zerrissenheit hat gar Mancher seinen Trost darin gefunden, die dunkle Gegenwart zu vergessen und sich aufzurichten durch die Hoffnung auf ein helleres Licht künftiger und durch die Erinnerung an den strahlenden Glanz alter Tage. Und insbesondere wir Lehrer konnten warme Liebe und Begeisterung für unser schönes deutsches Vaterland in den Herzen unsrer Jugend nur erwecken durch lebendige Schilderung seiner grossen Vergangenheit, die doch immer wieder beeinträchtigt wurde durch den Hinblick auf den Untergang all dieser Herrlichkeit. Heute ist es anders, ganz anders! Kaiser und Reich sind wieder erstanden, sind wieder gekommen zu ihrer Zeit, ja nicht blos wiederhergestellt ist die alte Macht, es steht heute Deutschland da so einig, so kräftig, so gewaltig, wie es noch zu keiner Zeit gewesen ist, und die Sehnsucht unseres Volkes ist in Erfüllung gegangen schöner und herrlicher, als wir selbst in unsern kühnsten Träumen erwarten konnten. Jetzt brauchen wir nur zu gedenken der Gegenwart, der letzten grossartigen Kämpfe und Thaten, und hell auf lodert in einem Jeden von uns stolze Freude und muthige Begeisterung für unser Vaterland, denn Ruhmvolleres, als jetzt geschehen, hat die Geschichte keiner Zeiten aufzuweisen. — Aber wenn wir so des Trostes nicht mehr bedürfen, den uns früher die Betrachtung der Vergangenheit gewährte, mögen wir dieselbe darum jetzt ausser Acht lassen? Gewiss nicht, und wenn es auch natürlich ist, dass jetzt unser Interesse vorzugsweise in Anspruch genommen ist durch das, was in unsern Tagen vollbracht wurde, versäumen dürfen wir doch nimmermehr, uns auch wieder in die Geschichte der Vergangenheit zu vertiefen, denn nur dort können wir die Lehren finden, deren Beobachtung uns auch heute noch Noth thut. Eine solche Lehre ist, dass Bonapartismus und französischer Hochmuth die geschworenen Feinde der deutschen Nation sind. Lange Zeit schien diese Mahnung nicht mehr gewürdigt zu werden; hörte man doch nicht selten, dass dem deutschen Geschichtsbuche des Mannes, der viele Jahre lang in ehrenvollster Weise an der Spitze des hannoverschen Schulwesens gestanden hat, der Vorwurf gemacht wurde, es trete der Hass gegen Napoleon und gegen Frankreich zu grell aus demselben hervor. Es verdankte aber das Buch, wie der hochverdiente Verfasser, Friedrich Kohlrausch, selbst in der Vorrede sagt, seinen

Ursprung den bewegten Jahren von 1814 bis 1816, und mit vollem Rechte ist der Hauch dieser erhebenden Zeit auch später nicht aus der Darstellung weggewischt worden. Jetzt haben wir eine ähnliche, ja weit grossartigere Erhebung mit erlebt, und nach diesen Erfahrungen wird kein Mensch mehr zweifeln, dass jener Vorwurf ein unbegründeter war. Es ist ja nun bis zur völligen Klarheit bewiesen, dass Deutschland nicht eher wieder in Macht und Herrlichkeit erstehen konnte, als bis es seine schlimmsten Gegner, den Bonapartismus und den französischen Uebermuth, zu Boden geworfen hatte, und es wird so bald noch nicht vergessen werden dürfen, was für schwere Opfer edelsten Blutes uns die Bezwingung dieser grimmigen Feinde gekostet hat.

Auch die folgenden Blätter sind bestimmt dem Leser in kurzen Zügen das Lebensbild eines Mannes vorzuführen, welcher, wenn auch erfolglos, seine Aufgabe darin gesucht hat, sein Vaterland zu schützen gegen eines Napoleon's selbstsüchtigen Ehrgeiz und gegen Frankreich's Sucht, einer andern Nation neben sich eine selbstständige Entwickelung nicht zu gönnen. Es wäre thöricht, wollte ich in Abrede stellen, dass ich zunächst durch den Namen dieses Mannes veranlasst worden bin mich nach der Geschichte seines Lebens umzusehen, aber eben so offen darf ich versichern, dass ich nicht gewagt haben würde diese Skizze von dem Leben des Holländer Rathspensionärs Rütger Jan Schimmelpenningk zu veröffentlichen, wenn ich nicht die Ueberzeugung gewonnen hätte, dass dieser Mann unter die hervorragenden Gestalten aller Zeiten zu rechnen ist, dass sein Andenken nicht erlöschen darf, vielmehr in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient. An Einfluss, Glanz und Ruhm mag unser Rathspensionär von Manchem übertroffen, aber an Gradheit und Rechtschaffenheit der Gesinnung, an glühender Vaterlandsliebe kann er kühn selbst den Edelsten und Gepriesensten zur Seite gestellt werden.

Meine Hauptquelle ist ein in lateinischer Sprache geschriebenes Büchelchen des berühmten Philologen Hofmann Peerlkamp, das zu Haag und Amsterdam im Revolutionsjahr 1848 erschien,*) und dem eine nach den eignen Aufzeichnungen des Vaters in holländischer Sprache abgefasste Schrift des Sohnes Gerhard Schimmelpenningk zu Grunde liegt. Peerlkamp erklärt, dass er schon als ganz junger Mensch den berühmten Niederländer nach den Gesprächen der Erwachsenen lieben gelernt und nie zu bewundern aufgehört habe, und dass er nun auch sein Theil dazu beitragen wolle, um das Ausland mit demselben bekannt zu machen, zu diesem Zwecke jedoch nicht, wie ihm gerathen sei, sich der französischen Sprache bedienen möge, die ja doch auch ein Mittel fremder Unterdrückung gewesen sei, sondern glaube, dass ein Mann von so ächt antiker Gesinnung auch in der Sprache der römischen Republik müsse gepriesen werden. Peerlkamp's Absicht ist jedoch, wie es scheint, nicht

*) Petri Hofmanni Peerlkampi de vita et moribus R. J. Schimmelpenningi libellus. Hagae comitum et Amstelodami apud fratres van Cleef. 1848.

erreicht worden, in Deutschland wenigstens ist Schimmelpenningk noch ebenso unbekannt als vordem. Und da nunmehr Bonapartismus und französische Anmassung der Kraft deutscher Hiebe so gründlich unterlegen sind, scheint mir der wackere Kämpfer gegen beide es zu verdienen, dass sein Andenken auch in deutscher Sprache verherrlicht werde, und ich kann nur wünschen, dass es mir gelungen sein möge, den Verdiensten des grossen Namensgenossen einigermassen gerecht zu werden.

Rütger Jan Schimmelpenningk wurde geboren am 31. October des Jahres 1761 zu Deventer in der Provinz Oberyssel aus einem alten und angesehenen Geschlechte. Sein Vater war Kaufmann und betrieb grosse Geschäfte, so dass er nicht nur sein für die damaligen Zeiten nicht unbeträchtliches Vermögen noch vermehren, sondern auch seine acht Kinder auf's besste erziehen und unterrichten lassen konnte; er war Mennonit, aber auf den Wunsch der reformierten Mutter gab er zu, dass alle Kinder sich der reformierten Confession anschlossen. Rütger war ein gelehriger Knabe von scharfem Verstand und grosser Ausdauer, daneben von sanftem, aber auch leicht aufbrausendem Gemüthe; theils durch seine Gewandtheit und Kühnheit, theils durch seinen früh ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit übte er auf seine Altersgenossen einen solchen Einfluss, dass er ohne Neid ein gewisses Principat unter ihnen behauptete. Im Reiten, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Fechten und Schiessen zeichnete er sich unter Allen aus; er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und las dort mit Eifer die griechischen und lateinischen Schriftsteller; daneben hatte er Privatunterricht im Französischen und Englischen und wurde namentlich in der letzteren Sprache sehr gefördert durch den Verkehr seiner Familie mit einem englischen Offizier, Namens Dundas. Die in Deventer begonnenen Studien setzte er dann auf der Akademie zu Leyden fort. Das akademische Leben, das der Jugend so manche Freuden aber auch so manche Gefahren bringt, genoss er in jugendlich fröhlicher und zugleich verständiger Weise; seine Zeit theilte er zwischen geistiger Arbeit und Erholung so, dass beides zu seinem Rechte kam. Wenn es wahr ist, dass die Vorzüge eines Menschen nie richtiger als von seinen Universitätsgenossen beurtheilt werden, so ist es bedeutungsvoll, dass Rütger auch hier unter seinen Commilitonen gleichsam selbstverständlich einen gewissen Vorrang immer behauptet hat. Dafür möge Folgendes zum Beweise dienen. Die leider und fast unbegreiflicher Weise auch heute noch auf unsern Universitäten herrschende Unsitte, jede, auch die kleinste, ja oft gar keine Beleidigung mit den Waffen zu rächen, war damals in Leyden besonders eingerissen. Da erklärte Rütger, bekannt als ein ausgezeichneter Schläger, mit einigen Freunden, dass jeder Urheber eines Duells sich nachher noch einmal mit ihnen schlagen müsse — und die Duellwuth hatte ein Ende. Ebenso entschieden trat er gegen die neue französische, der christlichen Religion durchaus feindliche Philosophie auf, bewies wiederholt die Gefährlichkeit und völlige Hohlheit dieser neuen Lehre und bewirkte dadurch, dass sie den unter den Studierenden schon

gewonnenen Einfluss wieder völlig verlor. — Endlich, als einst der Pöbel von Leyden einen Aufruhr erhob, und weder Soldaten, noch Bürgerwehr zur rechten Zeit erschienen, da stellte er mit Hoyuck aus Papendrecht und seinen akademischen Freunden durch Muth und Besonnenheit die Ruhe wieder her. Obwohl er von einem Steinwurfe nicht unerheblich verwundet worden war, wollte er doch nicht der unruhigen Menge weichen; nachher beschenkten ihn die dankbaren Bürger wegen der glücklichen Unterdrückung des Aufstandes mit einer besonders hierzu geprägten goldenen Denkmünze.

Wenn auch sein Vater ihn nicht drängte, so nahte doch die Zeit, dass er, was er gelernt, im praktischen Leben bethätigen musste. Er erwarb sich die akademischen Ehren durch seine Schrift „de imperio populari caute temperato", in der er jedoch, wie er später selbst zugestand, die executive Gewalt von der gesetzgebenden nicht hinlänglich getrennt hatte. Im Jahre 1784 gieng er von Leyden ab und liess sich in Amsterdam als Advokat nieder. Der Ruf, der ihm dorthin vorausgegangen war, wurde alsbald bestätigt, und nachdem Schimmelpenningk sich einige Uebung in der praktischen Thätigkeit erworben hatte, zeichnete er sich bald in der Vertheidigung seiner Clienten so aus, dass er für den bedeutendsten unter seinen Collegen gehalten wurde. Sehr viele Processe hat er hier geführt, viele durch gütlichen Vergleich beigelegt, fast keinen nicht gewonnen. Dies wurde ihm dadurch weniger schwer, dass er eben nur gerechte Sachen annahm; — seine Clienten fragte er genau und sorgfältig aus, zeichnete sich nur die Hauptsachen auf und sprach vor den Richtern immer frei und mit der Beredsamkeit, die mehr durch die einfache Sprache der Wahrheit und durch das Gewicht der Gründe als durch bilderreichen rhetorischen Schmuck ihr Ziel zu erreichen sucht. Besonders zeigte sich diese Beredsamkeit in dem Process gegen die Bicker, als im Jahre 1787 die oranische Partei mit Hülfe der preussischen Waffen gesiegt hatte, und die genannten Bicker vor Gericht gezogen wurden, weil sie an der Spitze der Vertheidigung der Stadt gestanden hatten. „Heftig erschüttert bin ich, o Richter," so beginnt Schimmelpenningk seine Rede, und man meint Cicero vor Cäsar zu hören — „da ich berufen bin, diejenigen zu vertheidigen, die ein ungünstiges Geschick besiegt zu Boden geworfen hat, da ich ja selbst derselben Partei angehört habe; noch heftiger aber, wenn ich bedenke, dass ich zu vertheidigen übernommen habe die Bicker, deren Vorfahren einst Amsterdam aus grosser Gefahr gerettet haben. Damals sprach der Magistrat den Wunsch aus, dass den Nachkommen derselben die Nachwelt immer ein dankbares Andenken bewahren möge, und jetzt muss ich die Enkel derselben gegen den neuen Magistrat vertheidigen." — Die Angeklagten wurden freigesprochen. — Wenn Schimmelpenningk auch der demokratischen*) Partei angehörte, so liess er sich doch weder in geheime

*) Zur Würdigung können H. v. Treitschke's Worte dienen in seinen historischen und politischen Aufsätzen II. S. 530 (die Republik der vereinigten Niederlande): „Das unmittelbare Eingreifen der

Umtriebe noch in jene demagogischen Clubbs ein; davon hielten ihn ab theils seine Arbeiten, theils sein inniges Familienleben mit Frau und Kindern, theils auch seine offen ausgesprochene Ueberzeugung, dass er zwar eine bessere Verfassung der Republik wünsche, aber lebhaft bedaure die steigende Leidenschaftlichkeit derjenigen, denen es nicht blos um die Sache zu thun wäre. Die Partei des Erbstatthalters wurde noch verstärkt durch den Zutritt des Adels, der bisher antioranisch gesinnt gewesen war, nun aber einsah, dass bei einer Veränderung der Verfassung seine eignen Vortheile mit denen des Prinzen eng verknüpft waren. Von der demokratischen Partei wanderten Viele theils gezwungen, theils freiwillig in's Exil.

Die grössere politische Thätigkeit Schimmelpenningk's beginnt 1795 mit der Errichtung der neuen demokratischen batavischen Republik; am 17. Januar legte der Erbstatthalter seine Würde nieder, und am 29. zog Pichegru in Amsterdam ein, wo er im Namen des Pariser Convent's die Freiheit und Unabhängigkeit der neuen Republik der vereinigten Niederlande ausrufen liess. Schimmelpenningk verhehlte nicht seine Besorgniss, dass durch eine solche Hülfe das Uebel nur vergrössert werde; er hatte weder mit den Verbannten in Verbindung gestanden, noch weniger mit den Franzosen, deren revolutionäre Verwegenheit er kennen gelernt hatte, als er seiner Geschäfte halber längere Zeit in Paris war. Aber als er von seinen Mitbürgern in den neuen Magistrat berufen wurde, hielt er sich für verpflichtet diesem Rufe zu folgen. Zum Vorsitzenden gewählt, sprach er sich bei der Uebernahme des neuen Amtes in einer solchen Weise über die Pflichten desselben aus: wie man nach Gerechtigkeit und Wahrheit, nicht nach der so vergänglichen Volksgunst streben müsse, — dass er seinen Amtsgenossen frischen Muth einflösste, die neue Ordnung der Dinge in Amsterdam ohne Aufruhr zu Stande kam, und das Beispiel der Hauptstadt auch auf die andern Städte günstig einwirkte.

Gleich in der ersten Nacht nach Ankunft der Franzosen hatten einige Holländer den Offizieren die Nachricht überbracht, dass eine Schaar französischer Emigranten in dem nördlichen Holland umherirre, deren man sich leicht bemächtigen könne, wenn man sofort eine Abtheilung von Soldaten dorthin abschicke. Aber Schimmelpenningk überredete die französischen Anführer, dass eine nächtliche Expedition über das zugefrorene Y durchaus nicht sicher sei, und wusste die Gefahr so gross darzustellen, dass die Angeber zurückgeschickt wurden, und die armen Verbannten Zeit behielten in der Nacht zu entkommen und ihr Leben zu retten. Ebenso leistete er kräftigen Widerstand der Forderung, dass alle früheren oranischen

Theorie in das Staatsleben ist ein unterscheidender Charakterzug der neuen Geschichte, und die niederländische Republik erscheint auch darum als der erste moderne Staat, weil wir in ihr den praktischen Einfluss der Schulbegriffe zuerst handgreiflich verfolgen. Der Tyrannenhass des Alterthums, die republikanischen Ideen des Livius und Cicero beherrschen den gelehrten Patricierstand von Amsterdam und Leyden."

Magistratsbeamte ins Gefängniss geworfen werden sollten, und als immer mehr jacobinische Bestrebungen sich in Holland zeigten, erliess der Magistrat eine von Schimmelpenningk verfasste Proklamation an das Volk ungefähr folgenden Inhalts: „Es dringen nicht Wenige darauf, dass die alten Magistratsmitglieder von der oranischen Partei und andere ihnen verdächtige Personen zur Strafe gezogen werden sollen. Wir können dieses Bestreben nicht dem Hass oder der Rachgier zuschreiben, sondern nur einer Verirrung. Ein ächter Batavier kennt weder Hass noch Rachgier, und der über die Gegner errungene Sieg ist zu glänzend, als dass er durch solche Fehler befleckt werden dürfe. Nur die Feigen missbrauchen das Glück, Edelmüthige befestigen es durch Gerechtigkeit und Mässigung. Das ist die Meinung eures Magistrats, das ist eure eigne und zugleich für Alle die heilsamste. Nur so, mit diesen Grundlagen der Freiheit, werden Rechtschaffenheit, Treue und Eintracht bestehen, wird der Handel blühen, wird der Staatsschatz wieder gefüllt werden. Das ist die allein wahre Vaterlandsliebe; wer eine andere bekennt, betrügt das Volk durch falsche Namen und will selbst mehr gelten, als das Gesetz gestattet. Das Beispiel der Schreckensherrschaft, welche in Frankreich wüthete und nun endlich gebändigt ist, findet auf unsere Republik keine Anwendung. Sie war nur hervorgerufen durch die thörichte Verwegenheit der Könige und Höflinge, die selbst dem gerechten Willen des Volkes widerstrebte. Wo aber ist hier eine solche Verwegenheit, wer steht uns feindlich gegenüber? Freiheit und Gleichheit, welche beruhen in dem unveränderlichen und ewigen Naturgesetz, welch einen süssen Klang haben schon die blossen Worte für jeden Menschen! Wohlan! Bewirket mit uns durch eure gute Gesittung, dass die, welche bisher jene nicht kannten, sie lieben lernen. Die Bürger sollen sich von andern durch nichts unterscheiden, als durch ihre Tugenden. Alle sollen sicher und geschützt sein, Gott nach der Weise der Väter verehren, als Freunde und Brüder leben! So wird dieser unser Sieg nicht für den Sieg einer Partei gehalten werden, sondern für das, was er ist, für den Sieg der Nation, und wir werden nicht blos selbst die reichsten Früchte desselben ernten, sondern auch unsern Nachkommen keine vergebliche Hoffnung auf noch reichere hinterlassen.“ Dieses Edict wurde von allen Guten in allen Provinzen mit unglaublicher Freude begrüsst, und Peerlkamp behauptet, dass, wenn dasselbe das einzige Verdienst Schimmelpenningk's um das Vaterland geblieben wäre, er allein dadurch schon sich unsterblichen Ruhm würde erworben haben. Zugleich fügt der Biograph hinzu, wie sehr es im Interesse der Staaten liege, dass bei Streitigkeiten und Unruhen die Gutgesinnten und Verständigen, nicht wie das meistens zu geschehen pflege, der Ruhe sich ergeben, dass vielmehr diejenigen am schlechtesten handeln, die, keiner Partei angehörig, nichts zur Beilegung der Streitigkeiten beitragen, dem Kampfe der Parteien aus der sicheren Verborgenheit zusehen, nachher den Siegern gegenüber ihre feige Furcht und schlaue Berechnung gar als weise Mässigung auszulegen verstehen und sich nicht

schämen, noch Ehren für diese ihre Gesinnung sich zu erbitten. Unser Schimmelpenningk verhehlte nie, welcher Partei er angehörte, und trug seine Ansichten immer so ohne alle Scheu vor, dass man wohl einsah, wie er feste Grundsätze befolge, nicht aber etwa in die jedesmaligen Zeitumstände sich füge; nie hat er später ein Wort oder eine That zu bereuen gehabt; er wünschte, dass das Volk seine Rechte aber auch seine Pflichten kennen lerne, und hat sich nie gescheut, seine eigne Partei, wenn sie ihm über das rechte Mass hinauszugehen schien, in die gebührenden Schranken zurückzuweisen. Wäre er nicht so entschieden gegen die Jacobiner aufgetreten, gewiss würde auch Holland der Anblick der Guillotine und anderer Greuel aus der französischen Revolution nicht erspart geblieben sein. Zog er sich hierdurch auch den Hass der ultrademokratischen Partei zu, so befestigte er sich um so mehr in der Achtung der Gemässigten.

Als im Jahre 1796 die Repräsentanten im Haag von allen Beamten einen Eid verlangten, durch welchen sie versprechen sollten, alle Beschlüsse dieser Versammlung gleichsam zum Voraus schon anzuerkennen, weigerten sich die Municipalbeamten Amsterdam's, und als eine Gesandtschaft der Repräsentanten diejenigen, die diese Weigerung nicht zurücknehmen wollten, mit Gefängniss bedrohte, blieb Schimmelpenningk fest und wurde gegen Abgabe seines Ehrenwortes, nicht entfliehen zu wollen, in seinem Hause gefangen gehalten, aber schon am sechsten Tage befreit und in sein Amt wieder eingesetzt, wobei er jedoch erklärte, dass er sich durch die in seiner Abwesenheit gefassten Beschlüsse für nicht gebunden erachte. Er hatte in der kurzen Gefangenschaft die Süssigkeit der Ruhe gekostet und pflegte scherzend zu sagen: nie sei er weniger gefangen gewesen als damals als Gefangener. Nun legte er sein Magistratsamt nieder, aber je mehr er nach Ruhe strebte, um so weniger war sie ihm beschieden; denn er schien bestimmt sein Vaterland erhalten oder doch wenigstens gegen grössere Uebel schützen zu sollen. Als 1796 die Leitung der batavischen Republik einem National-Convent übertragen wurde, trat er von seinen Mitbürgern gewählt in denselben ein.

Wie sich früher Oranier und Patrioten gegenübergestanden hatten, so jetzt Revolutionäre und Gemässigte, Unitarier und Föderalisten, die sich mit gleichem Hasse bekämpften. Schimmelpenningk stand auf Seite der gemässigten Föderalisten und hatte beständige Fehde mit den Revolutionären auf der einen, mit den Partikularisten auf der andern Seite. Als einst Bicker, der Präsident des Nationalconvent's, einen in Amsterdam entstandenen Aufruhr mit Waffengewalt unterdrückt hatte und deshalb im Convent von den Revolutionären zur Rede gestellt wurde, zeigte Schimmelpenningk die Nothwendigkeit die staatliche Ordnung gegen Empörung zu schützen in so schlagender Weise, dass mit grosser Majorität beschlossen wurde: Bicker habe durchaus dem Gesetz und der Ordnung gemäss gehandelt. Als er nachher selbst Präsident geworden war, entwickelte er mit ebenso grosser Beredsamkeit als poli-

tischer Klugheit die Vorzüge einer starken Centralgewalt gegenüber den getrennten Provinzialregierungen. „Wir haben," sprach er, „jene Bundesverwaltung kennen gelernt. Traurige Arbeit einer Maschine, von der kaum ein Rad sich bewegen konnte, ohne von einem andern gehindert zu werden! Dass wir diesen kleinen Winkel der Erde, den wir den Fluthen des Oceans und der Feuchtigkeit der Sümpfe entrissen haben, zu schützen im Stande sind, dass wir einen Philipp, einen Ludwig, einen Karl besiegt haben, dass wir England die Herrschaft über das Meer entrissen und ihm einen König und die Freiheit gegeben haben, dass wir das Geschick Europa's durch unser Gewicht bald hier- bald dorthin entschieden haben, das Alles verdanken wir nur zum geringsten Theile unserer Verfassung. Fehler und Irrthümer von Königen und Fürsten, die häuslichen Tugenden unserer Vorfahren, die Weisheit und Tapferkeit einzelner Weniger haben uns unser Vaterland erworben und erhalten. Haben aber jemals die ausgezeichneten Männer von dem Staate den ihnen gebührenden Dank geerntet? Rufet die Manen eines Barneveld, der de Witt, eines Ruyter, sie haben die Niederlande gerettet, aber die Niederlande waren ihnen nicht dankbar, sie konnten es nicht sein, denn die Form ihrer Staatsverfassung stand im Wege. Deshalb hegen wir die zuversichtliche Hoffnung, dass wir ein einheitliches Regiment erlangen." — Aber wenn er auch mit allem Eifer die Ansicht verfocht, dass eine in allen Dingen unumschränkte Gewalt der Einzelstaaten durchaus verderblich sei, so wünschte er doch, dass dieselbe in allen den Dingen, die auf das Gemeinwohl des Vaterlands keinen Bezug hatten, unverändert blieb, und trat so den Unitariern entgegen, die Alles im Haag zu concentrieren beabsichtigten. Und wie er bestrebt war, die vollkommene Einheit des Staates zu verhindern, so war er auch der eifrigste Gegner von der Herrschaft Einer Kirche und bewirkte, dass auch die Juden Stimmrecht erhielten.

Nur kurze Zeit schien es, als ob der Constitutionsentwurf der Föderalisten zur Annahme gelangen würde; den redlichen Willen der Gutgesinnten überwog die verderbliche Abhängigkeit von Frankreich. Vergeblich waren Schimmelpenningk's Bemühungen bei der Festsetzung des Stimmrechts, dass ein bestimmtes Mass des Besitzes dafür angenommen werden müsse, dass nicht die Achtzehnjährigen, weil sie die Waffen tragen müssten, deshalb auch schon das Recht hätten zur Stimmurne heranzutreten, denn zu jenem werde nur körperliche, zu diesem geistige Fähigkeit verlangt; ebenso vergeblich waren seine massvollen Bestrebungen hinsichtlich der Bestimmungen über den Eid, über die Abschaffung der Sclaverei auf den überseeischen Colonieen und ähnliche Dinge. Bald legten die Demokraten einen andern Plan vor; am 20. Januar 1797 wurde die Amalgamierung der Schulden von allen Provinzen durchgesetzt, und am 30. Mai ein nach dem damaligen französischen Muster und dem Princip der Einheit gemodelter Verfassungsentwurf dem Volke vorgelegt, von diesem aber verworfen, weil er immer noch zu oligarchisch erschien. In den

im Herbste zusammengerufenen National-Convent trat Schimmelpenningk nur ein, um sofort sein Mandat niederzulegen; er bedauerte es, dass er unter den damaligen Verhältnissen nach seiner von der der Mehrzahl sehr abweichenden politischen Ueberzeugung zum Wohle der Gesammtheit nichts beitragen konnte; war es ja doch so weit gekommen, dass man von Jedem, der in die Versammlung eintreten wollte, einen Eid des Hasses gegen Statthalterschaft, Föderalismus, Aristokratie und Anarchie verlangte. Durch Unterstützung des französischen Gesandten de la Croix siegte die Revolutionspartei, und im März 1798 war wieder eine neue Constitution fertig, nach welcher zwei Kammern von 60 und 30 Mitgliedern und ein Directorium von 5 Personen die höchste Macht besitzen sollten.

Aber schon im Juni wurde diese Regierung wieder gestürzt, und allé neuen Massregeln deuteten auf mehr Mässigung. Nun sah man sich nach einem Manne um, der dem Directorium in Paris die Nothwendigkeit dieser Veränderung auseinandersetzen möchte, und diesen Auftrag übernahm Schimmelpenningk jedoch unter der Bedingung, dass er nach Vollziehung desselben in das Privatleben zurückkehren dürfe. Als er nach Paris kam, wurde er festlich empfangen; Frauen mit Blumenkränzen begrüssten den batavischen Bruder durch den Schwesterkuss, und lyrische Volksdichter besangen ihn, so jedoch, dass sein für Gedichte, und besonders französische, höchst ungeeigneter Name getrennt, der erste Theil an das Ende des einen, der zweite an den Anfang des folgenden Verses gesetzt wurde.*)

Trotz der Gegenbemühungen der Revolutionäre gelang es ihm, hauptsächlich durch Talleyrand unterstützt, seinen Zweck glücklich zu erreichen. Da aber die Angelegenheiten der batavischen Republik immer enger mit denen der französischen verknüpft wurden, so lag es zu sehr im Interesse der Holländer, dass eine beständige Gesandtschaft zu Paris unterhalten würde. Schimmelpenningk lehnte, obwohl ihm ausser seinem Gehalte noch eine bedeutende Geldsumme geboten wurde, Anfangs es ab diesen Posten zu übernehmen, und sagte erst zu, als in Amsterdam ein neuer

*) Leider bin ich nicht im Stande ein solches Gedicht hier vorzuführen, aber auch der englischen Sprache hat dieser unpoetische Name einmal viel zu schaffen gemacht. Der zur Zeit des badischen Aufstandes vielgenannte, auch im Heckerliede erwähnte Schimmelpfennig zeichnete sich im amerikanischen Kriege durch die Besetzung von Charleston aus. Auf die Anfrage eines Correspondenten, ob es möglich sei, auf den Namen Schimmelpfennig's, des Commandanten von Charleston, einen englischen Reim zu machen, wurde von einem Blatte in Boston folgender Vers geschmiedet:

The gallant Dutchman Schimmelfenneg
Holds Charleston as he would a henegg,
He grabs the traitors by the ear
And brings them to their lager beer.
We wish we had a million such men
As this bold rebel-hating Dutchman.

(Frankfurter Postzeitung vom 31. Mai 1865.)

ausserordentlicher französischer Abgesandter Lombard mit den Revolutionären auf weitere Umtriebe zu sinnen schien. Zunächst hatte er in Paris den Verdächtigungen der Revolutionäre entgegenzutreten, dass die Holländer es heimlich mit den Engländern hielten und einen unbedeutenden Gewinn der Freundschaft der Franzosen vorzögen; er schrieb in die Heimath zurück, sie möchten um des Vaterlands willen die Vortheile des Handels für jetzt weniger berücksichtigen und öffentlich durch Thaten beweisen, dass sie das Bündniss mit den Franzosen unbedingt aufrecht erhalten wollten. Da sein Rath befolgt wurde, gelang es die drohende Gefahr abzuwenden; sein zweiter Rath, allen Revolutionären ausnahmslos Amnestie zu gewähren, wurde aber so lange verzögert, bis der französische Gesandte Lombard durch sein Dazwischentreten die Gunst dieser Massregel für sich erwarb. Wie sehr aber die Holländer mit Schimmelpenningk's Diensten als Gesandter in Paris zufrieden waren, geht am deutlichsten daraus hervor, dass die Kaufleute von Amsterdam und Rotterdam, weil er in ihrem Interesse seine einträgliche Advokatur hatte aufgeben müssen, ihm ein Geschenk von 74000 Gulden machten. Ebenso verstand er es sich bei den Franzosen beliebt zu machen und sein Ansehen zu wahren. Einst war er mit Jansens, dem holländischen Kriegsminister, zu einem Festmahle eingeladen, bei welchem die Nachricht eintraf, dass Friedrich von Oranien, Sohn Wilhelm's V., Anführer der Oesterreicher in Italien, plötzlich an einer Krankheit verstorben sei. Jansens konnte die Thränen nicht zurück halten und gab sich seinem Schmerze so hin, dass Alle mit Unwillen nach ihm hinsahen. Da sprach Schimmelpenningk: „Ihr müsst wissen, Bürger, dass Jansens unter dem Prinzen Friedrich mit Ruhm gekämpft und von ihm viele Beweise von Wohlwollen empfangen hat; der Schmerz, den er zeigt, ist eines guten Soldaten durchaus nicht unwürdig;" mit dem grössten Beifall wurden diese Worte von den Franzosen aufgenommen. — Bei einem andern Mahle traf er mit Kosziusko zusammen, der das holländische Heer- und Kriegswesen in unwürdiger Weise schmähte und zwar so laut, dass es der Gesandte hören sollte und musste. Mit scharfem Tadel wies er ihn zurück: etwas zu schmähen, was man nicht genau kenne, zieme sich für Niemanden, am wenigsten für einen, der nicht im Stande gewesen sei, sein eignes Vaterland zu vertheidigen, die Hoffnung Holland aufzuwiegeln habe aufgeben müssen und nun in Paris dasselbe Ziel verfolge. Ein Zweikampf schien unvermeidlich, den jedoch die Offiziere mit Hinweis auf die Provocation des Polen und das Recht des Gesandten verhinderten. Anderweitigen öffentlichen Verläumdungen, dass er ein Verräther, ein Freund der Engländer und der Tyrannei sei, trat er ebenso entschieden als erfolgreich entgegen durch eine Schrift, die er an das Directorium im Haag und an das in Paris einschickte und dann veröffentlichte. Es leuchtet ein, dass diese Handlungsweise nicht ohne Gefahr für ihn war; denn wenn der neue Jacobiner-Clubb mit seinen Bestrebungen die Oberhand gewonnen hätte, würde er der Rache desselben kaum haben entgehen können. Aber

das französische Directorium, vielleicht überzeugt durch die Macht der Wahrheit, antwortete ihm freundlich; doch die Tage waren nahe, in denen diese schwache Regierung ihr Ende finden sollte.

Gleichzeitig mit der Nachricht von der Niederlage der in Nordholland gelandeten Engländer und Russen erscholl in Holland die von der Rückkehr Bonaparte's aus Aegypten, der bald darauf das Directorium stürzte und als erster Consul an die Spitze der Republik trat. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit Schimmelpenningk stellte Bonaparte das Verlangen eines Darlehns von sechs Millionen Gulden: „Der Staatsschatz sei völlig entblösst, die Heere in der Schweiz und in Italien würden aus Mangel an Allem sich bald auflösen, die Consuln würden, wenn sie das Geld erlangten, es für eine grosse Wohlthat ansehen, und er werde bei Aufstellung der Friedensbedingungen daran denken und dafür sorgen, dass die batavische Republik selbstständiger würde als bisher; deshalb möge jener sich beeilen, ihm dies wie ein Freund dem Freunde mit Weglassung aller öffentlichen Verhandlungen zu verschaffen; nie werde er eine in solcher Zeit empfangene Wohlthat vergessen." Darauf erwiederte der Gesandte: „Die Batavier seien immer bereit gewesen mit den Ueberbleibseln ihres Vermögens Frankreich zu helfen, aber nur unter billigen Bedingungen, darunter sei das Aufgeben des Besatzungsrechtes von Vliessingen, Verminderung des in Holland stehenden und zu ernährenden französischen Heeres von 25000 Mann und Anderes." Bonaparte forderte ihn noch einmal auf so rasch als möglich nach dem Haag zu schreiben, dass ihm und ganz Frankreich ihre Freigebigkeit sehr willkommen, nichts trauriger sein würde als eine abschlägliche Antwort. — Natürlich gieng der Rath des Gesandten dahin dem Verlangen des Consuls zu willfahren, aber die Sache zerschlug sich doch, denn als die Consuln die von den Holländern als Pfand verlangten Schuldscheine aus dem Staatsschatze nehmen wollten, fanden sie, dass dieselben schon zu anderen Zwecken entnommen waren. Bonaparte liess seine Verdriesslichkeit hierüber auch den Gesandten empfinden, welcher seinerseits zu seinem grossen Schmerze immer mehr einsah, dass er auf die Erfüllung der Anfangs gehegten Hoffnungen einer besseren Gestaltung der Verhältnisse durch den ersten Consul werde verzichten müssen. Wenn er sich beklagte über das Verfahren der Franzosen in Holland, hörte ihn Bonaparte freundlich und geduldig an, versprach Abhülfe und that — Nichts. In seiner wachsenden Geldbedrängniss versuchte er noch einmal durch General Marmont sechs Millionen Gulden in Amsterdam aufzunehmen; aber die Handelsherrn entschuldigten sich mit ihrem Unvermögen in Folge des Kriegs im eignen Lande — eine Weigerung, die der Corse zwar verschmerzte, aber den Amsterdamern nie vergessen hat, und als ihm Schimmelpenningk im Jahre 1800 zum Siege bei Marengo Glück wünschte, war Bonaparte zwar freundlich, erklärte aber auch, die Amsterdamer hätten es ihrem Geize zuzuschreiben, wenn er sie nicht besonders lieben könne.

Nach dem Abschlusse des Luneviller Friedens am 9. Februar 1801 näherte sich Bonaparte in seinem Regierungsystem immer mehr den alten Formen, und in Frankreich wurde nichts geändert, ohne dass man in der batavischen Republik sofort nachfolgte. Die Constitution von 1798 war unausführbar, und Schimmelpenningk schlug vor, den Staat nach dem Muster der amerikanischen Verfassung einzurichten. Aber vergebens; ein Staatskörper von 12 Mitgliedern sollte die ausübende, und ein andrer von 35 Mitgliedern die gesetzgebende Macht verwalten; dieser Plan wurde durchgeführt trotz des Widerspruchs von zweien der Fünfmänner, worunter der berühmte Mathematiker van Swinden war. Schimmelpenningk hatte wiederholt mit Talleyrand zu verhandeln gehabt, und dieser hatte auf die Frage, wie ihm die neue Constitution gefalle, in ausführlicher Rede so nichtssagend wie möglich geantwortet, so dass beide, die sich verstanden und durchschauten, sich nicht enthalten konnten in ein herzliches Lachen auszubrechen. Und wie von Talleyrand das bekannte Wort erzählt wird: die Sprache sei dazu erfunden, um die Gedanken zu verbergen, so gab Schimmelpenningk einst als Definition der diplomatischen Kunst an: „Die Kunst das verbum „täuschen“ durch alle modi und tempora gut zu conjugieren.“

In das Collegium der Zwölfmänner einzutreten lehnte Schimmelpenningk ab; dagegen vertrat er die kleine Republik auf dem Friedenscongress zu Amiens, zu welchem des ersten Consuls Bruder Joseph von französischer, Lord Cornwallis von englischer, Dazara von spanischer Seite bevollmächtigt waren. Als hier der Holländer merkte, dass Joseph und Cornwallis für sich ohne ihn verhandelten, erklärte er, er werde nie den Frieden unterschreiben, wenn die Sache so fortbetrieben würde, überhaupt auch nicht eher, als bis ihm von Bonaparte die Zusicherung ertheilt sei, dass er die zu Paris verhandelten Präliminarien erfüllen wolle. Auf die Drohung des Consuls, Augereau mit einem Heere nach Holland schicken zu wollen, liess er Talleyrand sagen: er möge seine Listen und Schreckmittel bei Seite lassen; das Heer möge er nur abschicken, wenn er sich nicht schäme, vor den Augen Europa's das Völkerrecht zu verletzen und ein Verbrechen zu begehen, das dem Gesandtenmorde zu Rastadt sehr ähnlich sei. Durch so scharfe Sprache erlangte er, dass Bonaparte in Betreff der Besetzung von Vliessingen und des Besatzungsheeres von Holland erklärte, er nehme die Präliminarien an und werde thun, was den Holländern lieb und im politischen Interesse der beiden Republiken sei, — wofür die Holländer freilich eine Anleihe von 18 Millionen aufbringen mussten. Von nun an war Schimmelpenningk die Seele der Verhandlungen in Amiens, und seinen Bemühungen gelang es, dass am 27. März 1802 der Friede unterzeichnet wurde. Anfangs April kehrte er nach Paris zurück, wo ihn der Consul freundlich empfieng und wiederholt versicherte, dass er ihm für das Zustandekommen des Vertrags sehr verpflichtet sei. Als dieser glaubte eine so günstige Gelegenheit ergreifen zu müssen und bescheiden darauf hindeutete, wie seine Mitbürger erwarteten, dass nun auch so bald als

möglich erfüllt würde, was ihnen versprochen wäre, schämte sich Bonaparte nicht zu fragen, wie viel Millionen er seinem Bruder Joseph für die Bedingungen ausgezahlt habe, worauf der Gesandte erwiederte: „sein Bruder sowohl wie die Gerechtigkeit der Bedingungen seien ihm viel zu gut bekannt, als dass er hierauf eine Antwort erwarten werde.“

Hierbei sei es gestattet, einen Beweis von wirklich seltener Uneigennützigkeit und Liberalität Schimmelpenningk's zu erzählen. Nach der damals herrschenden Sitte waren im Haag die Dotationen für die Gesandten zu Amiens festgesetzt, und dabei für den Spanier Dazara nur 25000, für Joseph aber 50000 Gulden ausgeworfen worden. Dies war Schimmelpenningk sehr unangenehm, und er erbot sich von seinem Vermögen so viel zuzulegen, dass beide Gaben gleich wären. Da die Holländer dies ablehnten, so bat er Dazara, die ihm selbst von Spanien bestimmte Gabe von 50000 Gulden für sich zu behalten, er wolle dasselbe thun mit der für ihn von Holland aus festgesetzten. Der Spanier gieng hierauf ein ohne zu wissen, dass so jener nur 25000 Gulden bekam. Erst aus den Papieren des verstorbenen Vaters hat der Sohn diese Thatsache erfahren und bekannt gemacht.

Schon waren seit dem Frieden von Amiens mehr als drei Monate verflossen, und da die Holland versprochenen Bedingungen noch nicht erfüllt waren, aber weder Talleyrand noch Joseph den ersten Consul daran zu erinnern wagten, so schrieb endlich Schimmelpenningk selbst an denselben: „so gross die Bewunderung sei, mit welcher der ganze Erdkreis auf den ersten Consul schaue, so gross sei auch die Meinung Aller von seiner Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit in dem Halten eines gegebenen Wortes; in diesem Sinne erlaube er sich ihn an das den Bataviern gemachte Versprechen zu erinnern. Dabei fürchte er weniger, dass der Consul ihm diese Erinnerung übel nehme, als dass er ihm vorwerfe, sie so spät anzubringen. Nur möge er ihm dies nicht als Nachlässigkeit auslegen; er habe den Mann nicht drängen wollen, auf dem so viele Geschäfte lasteten, dass er noch nicht die Zeit gefunden habe, an dieses zu denken.“ Noch einmal trug er seine Bitten vor; — Bonaparte schwieg, als ob er keinen Brief empfangen hätte; dagegen ernannte er ihn zum Offizier der Ehrenlegion. Obwohl dies damals noch eine hohe, weil seltene Ehre war, und Schimmelpenningk nachmals bis zum Grosskreuz aufstieg, so freute er sich hierüber doch weit weniger, als darüber, dass er in den Unterhandlungen mit den vertriebenen Oraniern vielfach zum Vortheil dieser Familie wirken konnte. Seine Mühwaltung hierbei war so gross, dass selbst Bonaparte sich wunderte, warum ihm die Angelegenheiten der Oranier so sehr am Herzen lägen, und ihn fragte, ob er dies aus freien Stücken oder auf Befehl thue. „Aus freien Stücken,“ antwortete er, „denn unter den jetzigen Verhältnissen glaubt kein guter Niederländer, die Familie sei ihm eine fremde, deren Name so eng und so ehrenvoll mit dem Vaterlande verknüpft ist. Aber es liegt auch im Interesse der Republik,

dass den Oraniern der gehabte Schaden ersetzt werde, damit sie nicht auf eine Aenderung der Verhältnisse hoffen und diese, wenn die Umstände es gestatten, durch ihren Einfluss zu unterstützen bestrebt sind."

Als er darauf im August einige Zeit im Haag und auf seinem väterlichen Landgute in Oberyssel verweilte, wurde er von Vielen darauf angegangen, dass eine Aenderung der bestehenden Verfassung durchaus nöthig sei; es müsse Ein Mann an die Spitze treten, und als dieser werde er selbst durch die übereinstimmende Meinung aller Gutgesinnten bezeichnet. Auf das Entschiedenste lehnte Schimmelpenningk dies ab und wies auf das traurige Beispiel der Schweiz hin, an dem man sehen könne, „was der endliche Ausgang dieser steten Neuerungen sei, zumal wenn, was nicht zu hindern wäre, die Franzosen sich immer hineinmischten. Die Republik habe Ruhe nöthig; zuweilen sei es besser, die Wunde nicht zu berühren; denn oft stelle sich, was man für ein Heilmittel angesehen, als Beförderung der Krankheit heraus." — Nach Paris zurückgekehrt fühlte er, dass seine Gegenwart dem Consul, den er wiederholt an die Erfüllung des Versprechens mahnte, lästig sei, und dass er doch seinem Vaterlande nichts nützen könne. Deshalb bat er, man möge ihn als Gesandten nach London schicken. Seine Bitte wurde erfüllt, und in der Hoffnung, nach etwa zwei Jahren sich zurückziehen und sein Leben im Kreise seiner Familie in ländlicher Stille und Ruhe beschliessen zu können, trat er fröhlich sein neues Amt an.

Sitten und Gewohnheiten des Londoner Lebens sagten ihm in vieler Beziehung mehr zu als die des Pariser; viel verkehrte er mit Addington, Pitt, Fox, Erskine, Sheridan, Nelson und besonders mit Sidney-Smith. Auch erfreute er sich der Gunst des Königs Georg's III., der ihm einmal vertraulich sagte, dass er nicht begreife, wie er es so lange unter den Franzosen habe aushalten können. Aber freilich auch hier konnte er seinen sehnlichsten Wunsch nicht durchsetzen, dass die mitten im Frieden den Holländern geraubten Schiffe und die im Namen des Oraniers ausgelieferte Flotte zurückgegeben würde; und noch früher, als er gefürchtet hatte, brach der Krieg wieder aus. Er hätte es gern gesehen, wenn der Friede eine längere Dauer gehabt hätte, hauptsächlich damit die kleinen Staaten Europa's aufathmen und sich wieder sammeln, auch die Bande, mit denen sie an Frankreich gefesselt waren, etwas gelockert werden könnten. Aber die grosse Erbitterung der Gemüther duldete keinen Aufschub des Krieges, und Addington erklärte ihm, einen sicheren Frieden würde auch er vorgezogen haben, aber der Krieg sei weit weniger nachtheilig als ein so zweifelhafter Friede, sowohl für England, als für die Freiheit von ganz Europa. Die Engländer würden Holland Neutralität wohl zugestanden haben, wenn die Franzosen aufgehört hätten ihre Schiffe in Holland auszurüsten; worauf Bonaparte natürlich nicht eingehen wollte.

Im Juni 1803 verliess Schimmelpenningk London und hatte eben seiner Regierung Bericht erstattet über seine Gesandtschaft und kaum die Schwelle seines Hauses

betreten, als er von Bonaparte nach Brüssel bestellt wurde, wo er mit demselben eine lange Unterredung hatte, ihm die ausserordentlichen Hülfsmittel England's schilderte und zu beweisen suchte, dass jener selbst mit der Continentalsperre den gewünschten Erfolg nicht erreichen werde; den Weg für Zucker, Kaffee u. s. w. könne er zwar schwieriger machen, aber nicht ganz versperren; die Waaren würden zwar theurer werden, aber nur zum Nachtheil der Käufer, nicht der Verkäufer. Bonaparte liess sich freilich von seinen Plänen nicht abbringen, bat aber Schimmelpenningk die Gesandtschaft in Paris wieder zu übernehmen, worauf derselbe einging, da dieser Wunsch mit dem seiner Landsleute übereinstimmte. Auch in Paris, wo er von seinen Freunden mit derselben Achtung wie früher empfangen wurde, kam er sehr oft mit Bonaparte zusammen, aber seine Ermahnungen, Schifffahrt und Handel auf alle Weise zu begünstigen statt zu beschränken, machten auf diesen keinen Eindruck. Trotzdem liebte der Gewaltige, wenn er überhaupt ausser dem Ruhme etwas lieben konnte, diesen gradsinnigen, offenen und treuen Mann; als er einst aus Spanien sehr schöne Pferde erhalten hatte, schickte er vier derselben und einen kostbaren Wagen als Geschenk mit einem sehr gnädigen Handschreiben an Schimmelpenningk. Derselbe dankte ihm mit den Worten: „nicht blos ihn selbst erfülle dies Geschenk mit Freuden, auch seinen Landsleuten werde es sehr angenehm sein, wenn sie sähen, welches Wohlwollen der Consul ihrem Gesandten bewiese."

Seine langen Unterredungen mit Bonaparte, die oft vier bis fünf Stunden dauerten, schrieb Schimmelpenningk immer sofort nieder; aber alle seine Einwendungen wurden von dem gegen England mit dem bittersten Hasse erfüllten Bonaparte nicht beachtet, wie auch des Gesandten Bemühungen, für Holland Erleichterung zu bewirken, fehlschlugen, obwohl er mit der grössten Entschiedenheit, oft sogar mit unparlamentarischen Ausdrücken auf den ersten Consul eindrang.

Ein solches Gespräch mag hier seine Stelle finden: N. Seien Sie gegrüsst, Schimmelpenningk, wie geht es? S. Sehr gut, erster Consul, auch Sie scheinen gute Gesundheit aus Boulogne mitgebracht zu haben. N. Körperliche Bewegung schadet mir nicht. Aber wo ist Ihre Gattin? sie hat Sie schon lange allein gelassen. Ihr lebt doch nicht uneinig? S. Etwas weniger, als Sie und der König von England. Zwischen uns herrscht ein fester und sicherer Friede. N. Recht so, ich wusste, dass Ihr Euch mit gegenseitiger Zärtlichkeit umfasst. Eine glückliche Ehe ist ein erfreulicher Anblick. S. Wir sind bestrebt, die holländische Sitte zu wahren. N. Ihr thut Recht. (Darauf sich setzend sagte er): Nehmen Sie Platz, ich wünsche über unsere Angelegenheiten mit Ihnen zu reden. Ich habe den General Verhuel nach Holland geschickt. Eben habe ich einen Brief von ihm erhalten. Alles wird träge und lässig betrieben. In Vliessingen fand er nichts als 14 Kriegsschiffe, in Rotterdam nur 60. Ich fürchte, die gebotene Zahl ist zur bestimmten Zeit nicht fertig. Sie kennen doch das neue Bündniss, im December muss Alles bereit sein. S. Ich kenne das Bündniss.

N. Und doch werden die Schiffe nicht bereit sein, nicht bereit sein, sage ich. Ich hegte durchaus keinen Zweifel an Eurer Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit. S. Sie denken ehrenvoll von uns, wie wir es verdienen. Noch hat uns nichts höher gestanden als den Bündnissen treu zu bleiben; nur der Mangel an Kräften könnte uns zurückhalten; aber dies sollen Sie wissen, dies würde uns mehr als Ihnen zum Schmerze gereichen. N. Eine traurige Sache, ich bekenne es, wenn es sich so verhält; denn meine Pläne werden dadurch verzögert werden; aber Ihr werdet mir Rechenschaft dafür geben. S. Da Sie ja Verhuel das Schiffswesen anvertraut haben, so ist kein Grund vorhanden die Sache mit mir zu verhandeln. Indessen glauben Sie mir, wir sind bemüht Alles zu thun was Ihnen angenehm ist. Nichts wird unterlassen, soweit es von unserm Willen abhängt; aber über seine Kräfte hinaus kann Niemand gezwungen werden. N. Das hättet Ihr damals erwägen sollen, als die gestellten Friedensbedingungen verhandelt wurden. Warum habt Ihr sie angenommen, wenn Ihr ausser Stande zu sein behauptet sie zu erfüllen? S. Verzeihen Sie, wenn ich auf solche Fragen schweige. N. Durchaus nicht. Ich verlange eine Antwort, warum soll ich verzeihen? S. Ich glaubte nicht, erster Consul, dass Sie im Ernste redeten. Weil Sie aber eine Antwort verlangen, so gebe ich folgende: Sie wissen besser, als dass Sie es vergessen könnten, wer und mit wem wir einen Bund geschlossen haben, den Bund, den Sie jetzt bis auf's Wort ausgeführt verlangen. Wenn Jemand nach Wunsch einen Vertrag schliessen will, so muss er von gleichem Standpunkte aus verhandeln und seine Gründe offen und freimüthig entwickeln dürfen. Das war Ihnen vergönnt, uns versagt. Wir hatten nicht in Ihrem Gebiet ein batavisches Heer, dessen Anblick unsere Meinung hätte unterstützen können. N. Ich habe meine Macht nicht missbrauchen wollen, ich hielt die Bedingungen für gerecht. S. Sie sind aber ungerecht; uns ist mehr auferlegt, als unsere Kraft vermag. Wir sind erschöpft, und es ist nichts mehr da, woraus wir die Verluste ersetzen könnten. N. Was sagen Sie? Erschöpft? Im Ueberfluss strömt das Geld nach Amsterdam. Welche grossen Summen haben sie erst kürzlich den Amerikanern gewährt? S. Das ist nicht Ueberfluss an Geld, sondern der geringe Rest, den sie zum Handel nicht verwenden können und deshalb in jenem Geschäfte angelegt haben, damit es nicht müssig liege. N. Sei dem so, wie Sie sagen. Aber wir wollen zur Hauptsache zurückkehren, von der wir ausgegangen sind. Schicken Sie einen Courier nach dem Haag, theilen Sie unser Gespräch mit, verhehlen Sie nicht die Wichtigkeit! Sie sollen erklären, was sie wollen, aber so, dass ich mich darauf verlassen kann. S. Der Courier wird morgen abreisen. N. Noch Eins wünsche ich von Ihnen. Sie wissen, die Batavier schulden mir Kriegsschiffe und Lastschiffe. Jene interpretieren das nun so, dass sie genug gethan zu haben glauben, wenn sie mir die blossen Schiffe übergeben haben, das Uebrige aber solle von uns geleistet werden. Das heisst das Bündniss falsch auslegen. Die Flotte wird Euch gehören, die batavische Flagge führen und nur Frankreich's Bundesgenossin sein. S. Ich kenne die Bedingung, von der Sie reden, und glaube, dass wir sie recht interpretieren. Wir sind nicht eigensinnig darauf Ihnen etwas abzuziehen, was in Ihrem Interesse liegt; aber diese Forderung kann nicht erfüllt werden. Unsere Kräfte reichen nicht aus. Glauben Sie nicht, dass ich die Unwahrheit sage, aber ich kann es nicht länger verhehlen, wir müssen untergehen! Wir zerstören unseren Staat mit Kunst und Berechnung. N. (laut lachend) Ah! Das ist ein neues Wort: mit Kunst und Berechnung einen Staat zerstören! Das habe ich noch nie zuvor gehört. S. So ist es aber, mit Kunst und Berechnung zerstören wir Batavier den batavischen Staat.

Eine Zeit lang schien der Consul mildere Saiten aufziehen zu wollen, im Ernste aber dachte er nicht an eine Erleichterung der Lasten, und bald trat der Uebermuth der Franzosen in Holland nur noch heftiger auf. Freilich wagte auch die holländische Regierung nicht, ihrem Gesandten an Energie nachzueifern. Dieser hatte selbst eine Schrift abgefasst, in welcher er auf's Nachdrücklichste die üble Lage, in der sich Holland befand, hervorhob und auf Abhülfe drang; hatte dieselbe dann in die Heimath gesandt mit dem Rathe, von dort aus entweder ausdrücklich ihm mit dieser Verhandlung zu beauftragen oder sie in Paris einzureichen; man werde dann zwar schreien, die Holländer hielten es mit den Engländern und suchten sich dem Bündnisse mit Frankreich zu entziehen, aber, wenn sie festhielten an dem einmal gefassten Vorsatze, so werde Bonaparte nachgeben oder im schlimmsten Falle Holland in Frankreich einverleiben; dann seien sie wenigstens ehrenvoll untergegangen. Die holländische Regierung hatte nicht den Muth so aufzutreten, und so blieb es dabei, dass die Franzosen Holland wie ein unterworfenes Land aussogen.

Unterdessen hatte man die Verschwörung von Pichegru und Georg Cadoudal entdeckt, und Napoleon war Kaiser geworden; im Juni 1804 beglückwünschte der holländische Gesandte den Kaiser und theilte seiner Regierung in der Heimath sofort mit, dass eine solche Veränderung nicht ohne Einfluss auf die Umgestaltung der batavischen Republik bleiben werde. Napoleon liess bald darauf Schimmelpenningk nach Aachen kommen und eröffnete ihm hier: Die Zügel der Herrschaft müssten in Holland schärfer angezogen werden dadurch, dass Ein Mann allein sie in die Hand nehme, und zwar — Schimmelpenningk; dann werde Alles besser werden. Dieser liess nichts unversucht die Last von sich abzulehnen, aber trotz stundenlangen Kämpfens konnte er den Willen des Kaisers nicht beugen. Erst als Napoleon mit Annexion drohte, gab er nach und empfieng die bessten Versprechungen in Bezug auf sein künftiges Verhältniss zu Frankreich; zuvor jedoch, hatte er erklärt, müsse er seiner Regierung Mittheilung davon machen und die Meinung seiner angesehensten Landsleute kennen lernen. Die erstere liess sich sehr gern das Steuerruder aus der Hand nehmen, und seine Mitbürger erklärten einstimmig, nur er könne sie retten; er möge sich, da er als Freund Napoleon's so viel vermöge, der Sorge für die Wohlfahrt des Vaterlands

nicht entziehen. Zugleich erhielt er durch ein Decret vom 27. September den Auftrag, die Sache mit dem Kaiser weiter zu verhandeln und zum Abschlusse zu bringen. Im November hatte er die erste vierstündige Unterredung mit Napoleon; zunächst stellte er ihm die Finanzlage Holland's so klar vor, dass jener selbst erweicht zu werden schien und versprach. Erleichterungen des Bündnissvertrags eintreten zu lassen, die Verpflegung der französischen Soldaten in Holland ihm abzunehmen u. s. w. —; ferner erklärte er, er werde nicht zugeben, dass seine Person als ein gemeines Werkzeug betrachtet werde; weder werde er seinen Namen unter fremde Befehle schreiben, noch die Ueberbleibsel holländischen Vermögens zerstören; schliesslich sprach er sich aus für eine Republik nach amerikanischem Muster mit einem auf fünf Jahre gewählten Präsidenten an der Spitze. Napoleon sagte, die Nachbarschaft eines amerikanischen Präsidenten gefalle ihm nicht, das werde ein Verderben bringendes Beispiel in Europa, er wolle eine erbliche Monarchie. Aber trotz dieser Unterredung liess sich Schimmelpenningk von der fünfjährigen Präsidentschaft nicht abbringen und beharrte auch dann dabei, als ihm wahrscheinlich von dem Kaiser selbst verbreitete Gerüchte zu Ohren kamen, es solle ein Fürst aus dem Hause Nassau-Weilburg oder ein Bruder oder Verwandter Napoleon's auf den neuen Thron berufen werden. Plötzlich liess der Kaiser, der langen Zögerung überdrüssig, durch Talleyrand dem holländischen Gesandten sagen: „Die Lasten, welche die Holländer in Folge des Bündnisses übernommen hätten, könnten während der Dauer des Krieges nicht gemindert werden; er solle sobald als möglich die Verfassung der neuen Republik schriftlich einreichen.“ Binnen drei Tagen schickte dieser das Verlangte ein, indem er den Entwurf eines neuen Bündnissvertrags hinzufügte, nach welchem Napoleon auf das Recht verzichtete, dass seine Soldaten in Holland auf Holland's Kosten ernährt würden. Tags darauf ritt er in Begleitung eines Dieners im Boulogner Wäldchen spazieren, als er plötzlich den Kaiser mit glänzendem Gefolge herankommen sah und ihm auszuweichen suchte. Napoleon hatte ihn erkannt und liess ihn rufen. Obwohl dieser sich mit seinem einfachen schwarzen Kleide entschuldigte, forderte ihn doch der Kaiser mit Hinweisung auf sein gutes Pferd auf, ihn zur Jagd zu begleiten und theilte ihm mit, dass er seine Schrift bereits gelesen habe. „Sire, Sie verstehen die Kunst, niemals zu ruhen“, war die Antwort des Diplomaten. Nach fünf Tagen erhielt er seine Schrift zurück; auf das Recht der Verpflegung französischer Soldaten in Holland hatte Napoleon verzichtet; die Kosten eines Jahres sollten noch bezahlt werden, die binnen vier Jahren zurückbezahlt werden würden.

Der Kaiser eilte nach Italien und wollte vorher die Sache mit Holland abmachen; deshalb gieng er so rasch auf diese freie Verfassung ein. Schimmelpenningk wählte für sich den bescheidenen Titel „Rathspensionär.“*) Die Angabe des Admirals

*) Nicht unpassend vergleicht H. v. Treitschke in seinen historischen und politischen Aufsätzen II. S. 546 das Amt des Rathspensionärs der früheren Zeiten mit der Würde des norddeutschen Bundeskanzlers. Daraus ergibt sich sofort, dass der Titel, den Schimmelpenningk gewählt hatte, seinen viel grösseren Befugnissen, die vielmehr die des Präsidenten einer Republik waren, nicht entsprach.

Verhuel, dass ihm dieser Titel aufgedrungen worden sei, ist durchaus unwahrscheinlich; denn Napoleon, der ihm eine erbliche Monarchie wiederholt angeboten hatte, würde gewiss lieber einen fürstlichen Namen gesehen haben, als diesen mit den hohen Erinnerungen der alten Republik so eng zusammenhängenden Amtstitel. Es war sogar in die Verfassung mit aufgenommen worden, dass der Nachfolger mit dem abtretenden Pensionär nicht innerhalb des dritten Grades verwandt oder verschwägert sein dürfe; — fast königliche Macht war ihm übertragen, aber er umhüllte sie mit dem bescheidenen Titel eines bürgerlichen Amtes, und so blieb das Bild einer Republik, in der ja oft mehr Gewicht auf den Namen, als auf die Sache gelegt wird. Nach langen und unangenehmen Verhandlungen mit dem Kaiser konnte Schimmelpenningk nun im Haag Bericht erstatten. Vor Allem bestand er jedoch darauf, dass die Regierung vor Niederlegung ihres Amtes das Deficit feststellte; diese unangenehme Pflicht wollte er gern von dem Anfange des neuen Regimentes fern halten. In der nun folgenden Volksabstimmung haben von 353.322 Stimmberechtigten nur 130 gegen ihn gestimmt; darauf legte er seinen Posten als Gesandter nieder. Als solcher hatte er es nie versäumt, bei festlichen Gelegenheiten auch Pracht und Glanz zu entwickeln. Wenn er für seine Person auf dergleichen nicht viel gab, so glaubte er doch, um seines Staates willen, der öffentlichen Meinung dies Opfer bringen zu müssen. Keiner seiner Landsleute hat je seinen Rath, seine Empfehlung oder Unterstützung vermisst, wenn er derselben bedurfte. So oft es ihm aber die Rücksicht auf seine Pflicht gestattete, lebte er für sich und die Seinigen; er wohnte in Paris dicht neben dem Boulogner Wäldchen in derselben Gegend, wo auch Talleyrand seine Wohnung hatte, und diese Nachbarschaft ist ihm öfter förderlich gewesen. Seine liebste Erholung fand er im Kreise seiner Familie, in der Freude an seinen heranwachsenden Kindern.

Am 15. Mai 1805 trat er sein Amt als Rathspensionär an zu einer für die Republik sehr unglücklichen Zeit. Der Weg nach den Colonieen war verschlossen, der Handel lag völlig darnieder und selbst, als das einzige Rettungsmittel in dieser Noth, der Friede, kam, war dieser Friede wegen seiner Kürze noch verderblicher als jeder Krieg; von den 4000 Schiffen, die, mit unglaublichem Eifer theils wiederhergestellt, theils neu gebaut, sofort aus den Häfen nach allen Himmelsgegenden ausgesegelt waren, kamen nur wenige zurück. In der Versammlung der „Hochmögenden“ — so nannte man jetzt den von 35 auf 19 Mitglieder verminderten gesetzgebenden Rath, ausser welchem noch als berathende Behörde ein Staatsrath von 5 bis 9 Mitgliedern bestand — setzte der Rathspensionär in längerer Rede seine Ansichten und Pläne auseinander; ohne Scheu bezeichnete er selbst alle die Schwierigkeiten, die der neuen Regierung warteten, ebenso wie er das feste Vertrauen aussprach, dieselben überwin-

den zu können: „Die Nothwendigkeit dem sinkenden und fast schon gesunkenen batavischen Staate eine neue Regierung zu geben hat das ganze Volk begriffen; es hat also noch nicht die Hoffnung aufgegeben und setzt dieselbe in uns. Wahrlich ein schweres Amt haben wir, ich zumal, übernommen. Tausend Schwierigkeiten umringen uns auf allen Seiten. Das erste Erforderniss wird sein, dass wir sie in's Auge zu fassen wagen, das zweite, dass wir an ihrer Ueberwindung nicht verzweifeln. Die nahen und entfernten Ursachen des Unglücks auseinanderzusetzen ist nicht immer die Pflicht eines gerechten und dem Treiben der Parteien fern stehenden Beamten. Bürgerliche Uneinigkeit hat grosses Unglück herbeigeführt, — aber das Hauptübel liegt ausser uns. Die Lage und die Verhältnisse Holland's lassen nicht zu, dass grosse Ereignisse, durch welche ganz Europa erschüttert worden ist, auf uns keinen Einfluss üben könnten. Die Ursachen der Krankheit wollen wir also übergehen und uns nur nach den Heilmitteln umschauen! — Die innere Verwaltung muss nach einer bestimmten Norm geleitet werden, einem Jeden muss das Seine werden ohne Rücksicht auf Stand oder Partei; den Gesetzen und Beamten muss ihre Autorität zurückgegeben und nur darauf gesehen werden, was ein Jeder thut, nicht was er denkt. Das Verhältniss zwischen Einnahme und Ausgabe muss ausgeglichen werden, über dessen Ungleichheit wir täglich zu klagen haben. Hier besonders thut schnelle und erfolgreiche Hülfe Noth und zwar nicht durch Aufnahme neuer Anleihen oder Vermehrung der alten Schuld. Grössere Einfachheit, Sparsamkeit und Sorgsamkeit, bessere Veranlagung der Steuern werden dem Mangel abhelfen. Lasten, die durch alle Provinzen gleichmässig vertheilt sind, werden leichter getragen werden; müssen ausserordentliche auferlegt werden, so möge dies da geschehen, wo der Zuwachs der Last am wenigsten drückt. Dies muss im Innern geschehen; sobald ich es mit Eurer Hülfe geordnet habe, werden wir in gleicher Weise unseren guten Ruf auch nach Aussen schützen. Unsere Verbindung mit den europäischen Staaten ist nicht mehr dieselbe wie früher; aber wenn man sieht, dass wir Niemand hindern oder beneiden, dass wir die abgeschlossenen Verträge gewissenhaft halten, so dürfen wir auch nicht zweifeln, dass diese andern Staaten, wenn noch Recht und Gerechtigkeit herrscht auf Erden, uns werden leben und gedeihen lassen. — Was mich betrifft, so gibt es für mich keine grössere Sorge als die, den Erwartungen des Volkes zu entsprechen. Was ich für das Vaterland gethan habe, das bezeugt diese Stätte hier, das bezeugen Paris, Amiens, London. — Ob ich Muth, ob ich noch Hoffnung habe? Hätte ich keine Hoffnung, ich würde dies Amt nicht übernommen haben. Ihr fragt, was sind die Grundlagen dieser Hoffnung? Zuerst und vorzüglich die göttliche Vorsehung, die Holland oft aus noch schwierigeren Lagen gerettet hat, zweitens die rechtschaffene, treue Gesinnung und die gesunde Urtheilskraft des holländischen Volkes, das sich nicht verhehlt, dass es sich jetzt um Sein oder Nichtsein handelt, drittens Eure Eintracht, Ihr Hochmögenden, Eure politische Umsicht, Tüchtigkeit und Standhaftigkeit, und endlich der Kaiser Napoleon, der nach der übereinstimmenden Meinung von Freunden und Feinden der grösste aller grossen Männer ist, der dieses Glück Frankreich's geschaffen hat, so dass Viele ihn beneiden, Alle ihn bewundern, vor dessen Majestät ganz Europa sich beugt, dessen Freundschaft mir zum Troste und zum Schutze gereicht, da ich sie nur auf redliche Weise erworben habe. Er hat mir seine Hülfe so zugesagt, dass es Unrecht von mir wäre, wollte ich an seinem Willen zweifeln, da ich an seiner Macht nicht zweifeln kann.“ Dass diese letzte Stütze auch in seinen Augen doch die schwächste war, beweist der Schluss seiner Rede: „Die göttliche Weisheit hat die Zukunft mit Dunkel umhüllt, und auch die bessten Pläne können scheitern. Ich werde das Steuerruder führen so gut ich kann, sollte ich genöthigt werden es zu verlassen, ehe ich das Schiff der Republik in den sichern Hafen geführt habe, soll Niemand mir vorwerfen, dass ich es mit Schande verlassen hätte.“

Auch die Nation erwies dem neuen Rathspensionär ein bedeutendes Zutrauen, das sich nicht blos zeigte in den poetischen Glückwünschen der bessten Dichter*) aus damaliger Zeit, sondern auch in dem prosaischen Steigen der Staatspapiere. Seine Einkünfte hatte Schimmelpenningk selbst nur sehr mässig bestimmt, nicht mehr als er zur Aufrechterhaltung seiner Würde bedurfte; bei der Besetzung der Aemter verfuhr er mit der grössten Unparteilichkeit und freute sich besonders, wenn einzelne Anhänger des Hauses Oranien sich bestimmen liessen jetzt ihre Dienste dem Staate zu widmen; freilich fehlte es auch nicht an solchen, die selbst die ehrenvollsten Bedingungen verschmähten, wie auch nicht an andern Gegnern und Neidern seiner Stellung. Auf den 26. Juli 1805 setzte er einen allgemeinen Bet- und Danktag an — ein für jene Zeiten ganz ungewöhnlicher Beschluss —; und die Holländer freuten sich, dass ihr Pensionär, unberührt von französischem Unglauben und französischer Leichtfertigkeit, die von ihren Vorfahren überlieferte Frömmigkeit pflegte — und alle Kirchen waren überfüllt an diesem Tage.

Seine Hauptsorge richtete Schimmelpenningk auf die Finanzen, deren Lage so traurig war, dass bei einem Ausgabeetat von 96 Millionen die Einnahmen sich kaum auf ein Drittel dieser Summe beliefen. Sein Finanzminister war Gogel, ein Mann von ebenso grosser Geschäftskenntniss als Einfachheit und Uneigennützigkeit, der nachher nach Niederlegung seines Amtes in einem Dorfe unweit Harlem trotz ehrenvoller Anerbietungen von König Wilhelm I. in der grössten Armuth gestorben ist. Obgleich schon die Utrechter Union allgemeine Steuern vorgeschrieben hatte, war doch das Auflagesystem noch in jeder Provinz verschieden geartet; auch nachdem alle Schulden in Eins zusammengeworfen waren, blieben doch die Abgaben in Holland sehr hoch, in den übrigen Provinzen sehr niedrig; das Deficit musste jedes

*) Unter seiner Regierung kehrte auch Bilderdyk, der Goethe Holland's, nach zehnjährigem Exil aus Deutschland nach Holland zurück. Vgl. van Kampen, Geschichte der Niederlande. II. S. 551 u. f.

Mal durch Vermögensstenern gedeckt werden. Schimmelpenningk führte nun allgemeine Steuern ein, deren Einkünfte auf 35 bis 50 Millionen berechnet wurden, in Friedenszeiten also vollständig hinreichten; für 1805 wurde noch eine Vermögenssteuer von zwei Procent auf das Kapital gelegt, die aber mit 1806 für immer abgeschafft sein sollte, auch nicht wieder erhoben worden ist. — Noch eine andere ausgezeichnete Wohlthat verdankte dem Rathspensionär die schon dem Untergange geweihte Republik, nämlich das im Jahre 1806 eingeführte allgemeine Schulgesetz. Schon 1784 hatte sich unter einem mennonitischen Prediger eine treffliche Gesellschaft entwickelt*) „tot Nut van't Allgemeen" (für das allgemeine Wohl) mit dem doppelten Zwecke: 1) Bildung der niedern Klassen zur Sittlichkeit und Religion; 2) Erziehung der Jugend; ihre Schulen wurden meisterhaft eingerichtet, und namentlich gieng aus ihnen eine Menge tüchtiger Lehrer hervor. Durch das allgemeine Schulgesetz wurden nun Schul-Commissionen und Schulaufseher eingesetzt, nach dreifachem Range, für die grösseren und kleineren Städte und die Landgemeinden mehr oder weniger Fähigkeiten verlangt, und auch für den Unterricht der armen Kinder wurde auf's besste gesorgt. Es waren, um ein modernes Schlagwort zu gebrauchen, confessionslose Schulen, aber sie blieben christliche; die Elemente des Unterrichts wurden so ertheilt, dass sie für das jugendliche Alter, gleichviel welcher Confession die Eltern folgten, ohne Anstoss und Gefahr waren; die verschiedenen Meinungen über die Kapitel der christlichen Lehre, welche eben die Christen in Secten trennen, wurden nie berührt und dem Religionsunterrichte der Geistlichen zugewiesen; auf diese Weise, hoffte man, werde sich durch den in der Jugend gepflegten gemeinsamen Unterricht auch eine allgemeine Liebe unter denjenigen erzeugen, die zwar Gott nicht nach demselben Ritus verehrten, aber doch des gemeinsamen Namens der Christen würdig sein sollten. Auch die unter Autorität des Staates festgestellte Orthographie, eine Chaussee vom Haag nach Leyden, Gräben und neu befestigte Dämme zeugen von der Sorgfalt des Rathspensionärs für das Wohl seines Volkes. Seine Thätigkeit war überhaupt eine aufreibende; täglich lebte er so zu sagen zwei Tage. Nur was er selbst hinreichend zu verstehen glaubte, entschied er allein; wozu er nicht die erforderlichen Kenntnisse besass, das übergab er Andern, so jedoch, dass er deren Urtheil wieder dem Urtheile Anderer unterwarf. Bei der Wahl der Männer, deren Hülfe er sich bediente, gebrauchte er die grösste Vorsicht und verfuhr dabei ohne Rücksicht auf Hass oder Gunst und erwog nur Kenntnisse und Character; von seinen Verwandten hat er auch nicht Einen in ein Amt gebracht. Jedermann stand der Zutritt zu ihm offen; geduldig hörte er Alle an; freundlich antwortete er, und wenn er etwas abschlagen musste, so that er es rasch und mit deutlichen Anzeichen seiner Betrübniss.

*) Die noch heut zu Tage besteht und nicht weniger als 14000 Mitglieder zählt. (Augsburger Allg. Zeitung Nr. 48. 19. Februar 1869.)

Nur Napoleon war mit ihm nicht zufrieden; denn schon von Anfang an hatte ihm die neue Regierungsform Holland's nicht gefallen; Fürsten und schwache Könige, die auf seinen Wink gehorchten, wollte er lieber in seiner Nähe haben als eine wohlgeordnete Republik, an deren Spitze ein gerechter und muthiger Mann stand. Schon am Tage von Austerlitz soll Napoleon gesagt haben: „Nun ist Holland mein!" Bald brachten denn auch die Pariser Zeitungen allerlei Gerüchte, nur zu häufig die Vorboten der Wahrheit, und ein Vorwand war auch rasch gefunden. Des Rathspensionärs Augen waren durch seine anhaltenden, um nicht zu sagen übertriebenen, Arbeiten so angegriffen, dass man seine Erblindung befürchtete. Im Februar 1806 schrieb Talleyrand an Schimmelpenningk, „der Kaiser sei sehr betrübt über des Rathspensionärs Krankheit; auch scheine ihm die gegenwärtige Verfassung nicht sicher genug gegen die Bestrebungen des Hauses Oranien und der Coalition; es liege im Interesse beider Völker, eine zuverlässigere Grundlage ihrer ewigen Freundschaft zu legen, die nicht von dem Leben Eines Mannes abhienge; es müsse Holland's Unabhängigkeit (!) und innige Verbindung mit Frankreich, die unzertrennlich (!) seien, gesichert werden; er möge einen Holländer, am liebsten sei dem Kaiser der Admiral Verhuel, nach Paris schicken, mit dem man weiter verhandeln könne." Verhuel wurde abgeschickt, welcher aus Hass gegen die Engländer Napoleon mehr liebte, als es sich für einen braven Niederländer ziemte; und diesem eröffnete Talleyrand, „für Europa's Ruhe sei nöthig dauernde Freundschaft mit Holland, die nur dann fest sein könne, wenn die Holländer einen Franzosen zum Fürsten annähmen: des Kaisers Bruder Ludwig sei in Holland bekannt, es werde gut sein, wenn dieser an die Spitze gestellt werde; den Rathspensionär schätze Napoleon zwar sehr hoch, aber des Kaisers hochherzige Pläne zum Wohle der Menschheit könnten auf keine andere Weise verwirklicht werden. (!)" Der Gesandte erwiederte: grade darum bitte der Rathspensionär, dass ihnen kein französischer Prinz aufgedrungen werde. Nach 14 Tagen, während welcher Zeit Verhuel überall kalt empfangen wurde, liess ihn der Kaiser rufen, sagte ihm dasselbe wie Talleyrand, und da der Gesandte keine neuen Einwendungen zu machen hatte, verabschiedete ihn Napoleon mit den Worten: „Holland müsse entweder seinen Bruder Ludwig zum Könige annehmen, oder, was vielleicht besser wäre, mit Frankreich vereinigt werden." Als Schimmelpenningk dies erfuhr, berief er eine grosse Versammlung der Notabeln, wie er sie nannte, in den Palast im Busch beim Haag und bot Alles auf, dass er frei blieb von der Schuld das Werkzeug gewesen zu sein derjenigen, welche die Republik in eine Erbmonarchie verwandeln wollten. Er verlangte daher, dass das Volk hierüber befragt werde; doch die Uebrigen beschlossen aus Furcht vor der Einverleibung eine neue Gesandtschaft an den Kaiser zu schicken, um ihn wo möglich von seinem Vorhaben abzubringen; wenn dies misslinge, sei es doch besser, sich einen fremden Herren gefallen zu lassen, als die Existenz als Nation ganz zu verlieren. Weder vom Kaiser noch von Talley-

rand wurde die Gesandtschaft empfangen, sondern ihr nur eröffnet, wenn sie nicht binnen acht Tagen den Wunsch ausgesprochen hätten, dass ihnen Ludwig als König gegeben werde, würde der Kaiser selbst thun, was ihm für beide Völker heilsam erschiene. Nun musste nachgegeben werden, der Rathspensionär erklärte, er werde nur auf seine Pflicht Rücksicht nehmen und nie um irgend eines Menschen Gunst willen seine Ansicht ändern; er enthielt sich aller weiteren Verhandlungen und schärfte auch den Gesandten ein, ferner nicht mehr in seinem und der Hochmögenden, sondern nur im Namen der grossen Versammlung der Notabeln noch zu verhandeln. Schon am 4. Juni 1806 abdicierte er und liess sich durch den französischen Gesandten, der ihn beschwor dies doch nicht sofort zu thun, nicht davon abhalten. An die Hochmögenden schrieb er folgenden Brief; „Obwohl ich schon längst meine schwache Gesundheit, namentlich meine Augenkrankheit als Grund hätte angeben können, dass ich nicht im Stande sei mein Amt fortzuführen, glaubte ich bisher doch ausharren zu müssen, um wo möglich dem Staate noch zu nützen und die aus dem neuen Kriege, der unsere Grenzen bedroht, entstandenen Gefahren abzuwehren. Aber jetzt wird meine Mühwaltung nicht weiter verlangt, ja sie scheint Andern unnütz, und ich kann nicht mehr leisten, was mir die Pflicht gebietet. Ich habe also von meinem Rechte Gebrauch gemacht und meine Würde als Pensionär niedergelegt. Im Uebrigen versichere ich Euch, und mein Gewissen ist mein Zeuge, dass ich die Wahrheit rede: Nichts habe ich unversucht gelassen, wodurch ich meinen Mitbürgern ein glückliches Leben bereiten zu können glaubte. Eure gute Meinung von mir und die Liebe des Volkes nehme ich als den schönsten Lohn meines guten Willens und meiner Bestrebungen mit mir in das Privatleben und die Zurückgezogenheit. Gott aber bitte ich, er wolle mein Vaterland, dessen Heil mir vor allen andern Dingen, so lange ich lebe, am Herzen liegen wird, unversehrt erhalten und bewahren. Lebt wohl!“ — Ebenso verabschiedete er sich brieflich von dem Staatsrathe und den andern höchsten Behörden, persönlich von den Gesandten und seiner Garde. Alle bezeugten durch Worte und Mienen ihren Schmerz.

Wenn Napoleon geglaubt hatte, dass von Schimmelpenningk die Herrschaft in die Hand des Franzosen überliefert werden würde, so hatte er ihn schlecht gekannt; alle Klippen hatte dieser glücklich umschifft, und Niemand wird ihn unnützer Hartnäckigkeit oder kleinlicher Schwäche zeihen können. Er wich dem Feinde des holländischen Namens, zu dessen Füssen niedergeworfen fast ganz Europa lag, aber er wich nur Schritt vor Schritt und hatte die Achtung aller Gutgesinnten und seine Ehre gerettet. Nur in Begleitung seines Sohnes Gerhard verliess er den Palast im Busch beim Haag und begab sich zunächst zu seiner Mutter nach Deventer und dann auf seine Güter nach Oberyssel. Zu seinem Schmerze, dass die ihm so theure Republik ein Königreich geworden war, kam hinzu, dass er des Augenlichts fast ganz beraubt war; aber er fand Trost — und den konnte ihm auch französischer Uebermuth nicht

rauben — in dem Bewusstsein, in Allem nur das Besste gewollt zu haben, Trost in dem Vertrauen auf Gottes Weisheit und Güte.

König Ludwig kam wenige Tage später nach Holland, schrieb sogleich an Schimmelpenningk und trug ihm die Stelle des Präsidenten im Rathe der Hochmögenden an, die dieser jedoch höflich ablehnte. Dagegen weigerte er sich nicht auf Ludwig's Bitte um eine Zusammenkunft einzugehen, setzte ihm Alles offen und klar auseinander, was er als heilsam für den Staat erachte, und bezeichnete ihm einen Weg, welchen der König freilich, wie er zu spät bereuen sollte, nicht eingehalten hat. Auch das Grosskreuz des neuen Unionsordens schlug Schimmelpenningk nicht aus, blieb aber als Privatmann auf seinen Gütern; nur den Winter pflegte er in Amsterdam zuzubringen. Das Licht der Augen verlor er bald ganz, nachdem er sich vergeblich mancher schmerzlichen Kur geduldig unterworfen hatte. Es wird erzählt und in Holland auch vielfach geglaubt, dass von dem Augenarzte, den ihm Napoleon in Paris zugeschickt habe, durch Gift seine Krankheit verschlimmert worden sei; möglich ist dies, doch findet seine Erblindung eine hinreichende Erklärung darin, dass er, so lange er für die Republik arbeitete, seinen Augen durchaus keine Schonung gewährte.

Es ist bekannt, dass auch die Herrschaft Ludwig Napoleon's, der nach dem Ausspruche seines Bruders Joseph der besste von den Napoleoniden war, nicht lange dauerte. Auch er huldigte dem damals mit grossem Scharfsinne bewiesenen nationalökonomischen Grundsatze, dass mit dem Zunehmen der Staatsschulden das Privat-Vermögen eines jeden Einzelnen wachse. Von dem Kaiser auf alle mögliche Art gequält, entsagte Ludwig 1810 dem Throne für seinen minderjährigen Sohn, der unter der Vormundschaft der Königin Hortense stehen sollte, und begab sich zuerst nach Teplitz in Böhmen, nachher nach Grätz in Steyermark; doch Napoleon erklärte, er wolle Holland die Wohlthat erzeigen es seinem grossen Reiche einzuverleiben. Jansens, dem Gesandten seines Bruders, eröffnete der Kaiser seine Gedanken: „So lange Ludwig einzusehen schien, was er war, konnte das so ertragen werden, aber seitdem er zu vergessen anfieng, dass ihm Holland übergeben war, wie einem Connetable von Frankreich, seitdem war er bereits gestürzt. Warum habe ich Schimmelpenningk entfernt und Ludwig hingeschickt? Ich wollte einen mit allen meinen Angelegenheiten und Plänen vertrauten Fürsten. Dass aber die Holländer sich mir widersetzten, heimlich es mit England hielten, habe ich nicht ertragen und konnte nicht zweifeln, was ich zu thun hatte. Ich will nichts sagen über die von meinem Bruder thörichter Weise vergeudeten Geldsummen, aber nachdem er mich verliess, gieng er zu Grunde. Was soll ich nun mit Holland machen? selbst wird es sich weder im Kriege noch im Frieden schützen können; es hätte eine Republik bleiben sollen, der Pensionär hätte es gerettet. Aber das ist zu spät. Was bleibt übrig, als dass ich es mit Frankreich vereinige?“

Schimmelpenningk wurde Senator und Graf des Kaiserreichs. Wollte er nicht auswandern nach England oder Russland, musste er die Ehre wohl annehmen und so gieng er, nachdem er fünf Jahre in der grössten Ruhe als Privatmann gelebt hatte, wieder nach Paris, wo ihn Napoleon freundlich empfieng, sich bitter über Ludwig's Regierung beklagte, von den Zeiten des Rathspensionärs jedoch nichts erwähnte. Nur selten noch fragte ihn der Kaiser um Rath und soll einst über ihn geäussert haben: „Der Mann sei zu rechtschaffen für die Zeiten, in denen er lebe.“ Die alten Freunde fand der neue Senator zwar wieder, aber nicht immer als dieselben; Furcht vor dem Kaiser hatte sie vorsichtig und scheu gemacht. Schon hatten die Franzosen selbst des Krieges und des Ruhmes genug; die ihrer Kinder beraubten Eltern wünschten ein Ende des Blutvergiessens, und man fieng an Kritik zu üben an den Plänen des Kaisers, der, wie seine Niederlagen in Spanien bewiesen, nicht mehr unbesiegbar war und nicht daran zu denken schien, dass, was nur durch Waffen gewonnen und vertheidigt wird, in der Regel auch durch die Waffen verloren geht. Man empfand immer mehr, namentlich auch in Holland, die drückende Herrschaft des Tyrannen, der es nicht einmal mehr vertragen konnte, wenn Schriftsteller des Alterthums, wie ein Tacitus, gelobt wurden, aus Furcht, dass man in dessen Tiberius sein Abbild erkennen könne. Schimmelpenningk dagegen, mit der Vorbereitung seines Sohnes zu den akademischen Studien beschäftigt, flösste diesem die grösste Bewunderung grade für die Alten ein; denn in den Schriften dieser war nach seiner Meinung die höchste politische und sociale Weisheit enthalten.

Nach den furchtbaren Niederlagen der Jahre 1812 und 1813 in Russland und Deutschland nahm Napoleon's Tyrannei eher zu als ab. Er wusste, dass auch die Holländer ihre Freiheit wiederzugewinnen hofften; als er einst bei Hofe schon einige Worte mit Schimmelpenningk gewechselt hatte, kehrte er plötzlich zu diesem zurück und rief ihm mit lauter Stimme zu: „Ihre Landsleute mögen bedenken, was sie thun; sie sollen wissen, dass ich Holland lieber mit durchbrochenen Dämmen dem Meere, als ihnen wiedergeben werde.“ Mit ebenso lauter Stimme erwiederte Schimmelpenningk: „Sire, möge das nie ein Theil der Geschichte Ihrer Herrschaft werden!“ Erstaunt blieb Napoleon stehen, und jener fuhr fort: „Unsern Vorfahren hat es unglaublich viel Mühe und Geld gekostet, ihr Land den Wogen zu entreissen! Was würde der thun, durch den es wieder versenkt würde!“ Ein holländischer Senator fiel ihm in die Rede und bat ihn in holländischer Sprache, doch um Himmels willen zu schweigen; er liess sich nicht irre machen und rief in französischer Sprache: „niemals werde ich schweigen, wenn die heiligste Pflicht, die ich meinem Vaterlande schuldig bin, verlangt, dass ich rede.“

Nach diesem Vorfalle hat Schimmelpenningk Napoleon nicht wieder gesehen; er gehörte 1814 im Senate zu denjenigen, welche für die Absetzung Napoleon's stimmten. — Nun kehrte er in das von der Tyrannei der Fremdherrschaft befreite Holland zurück, wo der alte fast verschollene Ruf „Oranie boven!“ schon im Jahre 1813 laut erklungen, wo am 30. November zu Scheveningen der Prinz von Oranien an's Land gestiegen, und am 2. December die Republik der vereinigten Niederlande, jetzt mit allgemeinem Beifalle des Volkes, als ein Fürstenthum wieder hergestellt worden war. Auf dem Congresse zu Wien wurde dann die Vereinigung Holland's und Belgien's ausgesprochen; unter traurigen Auspicien nahm der Prinz im März 1815 die Königswürde der Niederlande an, und am 24. August wurde die neue Constitution für angenommen erklärt. — Schimmelpenningk, von dem Könige in die erste Kammer der Generalstaaten berufen, sprach offen aus: „dass ihm dieser neue niederländische Staat nicht fest genug erscheine, dass er nach dem Muster England's besseren Schutz für die Macht des Königs sowohl als die des Volkes erwartet hätte, dass die Vereinigung von Holland und Belgien durchaus gefährlich sei, denn verschieden in Sprache, Sitten, Geschichte und Religion würden diese beiden Völker nie in Eins zusammenwachsen.“ Aber obwohl seine Reden gern gehört wurden; was er wünschte, konnte er nicht durchsetzen. Am bittersten beklagte er sich über die unerhörte Finanzwirthschaft, wie denn die Schuldenlast in sieben Friedensjahren um 100 Millionen Gulden vermehrt wurde. Aber auch in dieser Beziehung predigte er vor tauben Ohren.

Doch sollte er nicht mehr erleben, was er in ahnendem Geiste vorausgesehen hatte; in dem letzten Jahre König Wilhelm's I., fünf Jahre vor der belgischen Revolution, wurde er, der mehr und mehr entkräftet war, 64 Jahre alt am 25. März 1825 von einem sanften Tode erlöst zu einem, wie er fest glaubte, besseren seligen Leben. Sein Weib und seine weinenden Kinder tröstete er mit christlicher Geduld: „gern würde er, wenn es Gott gefiele, noch länger am Leben bleiben um der Seinigen willen, die ihn so sehr liebten; doch scheide er mit dankbarer Erinnerung an die grossen Wohlthaten, die er empfangen habe, und gehe den Seinigen dahin voran, wo sie sich wieder vereinigen würden.“ In der neuen Kirche zu Amsterdam liegt er begraben. Ob der vor mehreren Jahren laut gewordene Vorsatz, ihm in Deventer ein Denkmal zu errichten, ausgeführt worden ist, ist mir nicht bekannt. Möchte doch durch das bescheidene Denkmal, welches dem grossen Niederländer mit dieser kleinen Schrift gesetzt werden soll, auch in Deutschland Liebe und Achtung für ihn erweckt werden!

Nur wenige Worte noch über sein Familienleben. Die dem Holländer tief eingewurzelte Liebe zu einem ruhigen Leben beherrschte auch ihn; in allen seinen hohen Aemtern, als Gesandter und als Rathspensionär, war er doch immer ein treuer Sohn, ein liebender Gatte und Vater; nicht aus Ehrgeiz hatte er ja die Sorge um den Staat übernommen; deshalb verminderte dieselbe auch nicht den Verkehr mit den Seinigen. Nichts wünschte er mehr, als mit Weib und Kind und wenigen Freunden sein Leben in Ruhe hinzubringen; in dem beständigen brieflichen Verkehre mit den Seinigen fand er den angenehmsten Trost für seine lange Abwesenheit von der

Heimath; oft schrieb er an seine Kinder und freute sich über ihre Briefe, wenn sie auch mehr aus Buchstaben ähnlichen Figuren zusammengesetzt waren. Denn wer schreiben konnte, schrieb, wer es nicht konnte, wurde durch die schmeichelnde Gewalt der Mutter gezwungen es zu können. Hierin störte ihn auch nicht, dass, wie er wusste, seine Briefe, ehe sie nach Holland kamen, geöffnet und gelesen wurden, würde doch Niemand etwas Anderes darin haben finden können, als seine grosse Liebe zu den Seinigen und zu seinem Vaterlande. Es möchte schwer sein zu schildern, wie angenehm ihm selbst, wie erfreulich für alle Anderen sein häusliches Leben war. Er sass in der Mitte seiner Kinder und Freunde; an seinem Munde hiengen Alle, wenn er erzählte von der Vergangenheit, wenn er die Gegenwart mit der ihm eignen Wahrheitsliebe und Bescheidenheit beurtheilte, wenn er aus langjähriger Beobachtung Mahnungen in Betreff der Zukunft aussprach. Lebensregeln, die göttliche Weisheit in der Regierung der Welt und der menschlichen Schicksale, Tugenden und Laster, Ehren und Macht, philosophische und insbesondere christliche Wahrheiten bildeten die Gegenstände seiner Unterhaltungen, die er mit Versen des Vergil und Horaz zu würzen liebte. Gott hatte ihm so viele und so grosse Lebensgüter geschenkt, dass er sich keins wünschen konnte, das er nicht hatte; dass aber Gott dazugefügt hatte die Erkenntniss und den Willen, dieselben recht zu gebrauchen, das hielt er für das grösste. Sein Alter, in dem ihm dies ruhige Familienleben vergönnt war, nannte er daher oft den glücklichsten Theil seines Lebens, ein Glück, das selbst durch seine Blindheit nicht allzu sehr getrübt wurde; denn unterstützt durch ein vortreffliches Gedächtniss konnte er in lebhafter Unterhaltung, in ernster und heiterer, sich bis zur völligen Vergessenheit dieses Verlustes erheben. Noch im hohen Alter ritt er gern aus auf seinem alten Pferde Marengo, das einst Kellermann siegreich durch die österreichischen Heere getragen hatte. Obschon in glänzenden Vermögensverhältnissen, verschwendete er doch weder selbst etwas, noch liess er dies bei den Seinigen zu; in Kleidung und Lebensweise war er höchst einfach und mässig; den Armen gab er gern und reichlich, doch lieber so, dass er ihnen irgend eine Arbeit auftrug, um ihnen dann nicht sowohl ein Almosen als einen wenn auch mit geringer Mühe verdienten Lohn zu reichen. Sein Gesicht trug das Gepräge eines freundlichen, ernst nachdenkenden und liebenswürdigen Menschen, und wer ihn ansah, konnte an seiner Herzensgüte nicht zweifeln.

Nach Allem, was wir so über Rütger Jan Schimmelpenningk vernommen haben, werden wir zugeben müssen, dass er den Ehrennamen verdient hat, den ihm Kampen, der Geschichtschreiber der Niederlande, beilegt:

„er war der letzte Holländer der Republik“ —

Einführungsrede

des

königlichen Provinzial-Schulraths Herrn Schmalfuss.

Nachdem der Herr Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten dem von des Königs Majestät zum Gymnasialdirector ernannten bisherigen Herrn Professor Dr. Schimmelpfeng das Directorat des hiesigen Königlichen Pädagogiums übertragen hat, ist mir der ehrenvolle und überaus erfreuliche Auftrag ertheilt, denselben im Namen des Königlichen Provinzial-Schulcollegiums in sein neues Amt einzuführen. — Kraft dieses Auftrags führe ich Sie, hochgeehrter Herr Director, vor diesen theilnehmenden Zeugen ein in das Ihnen übertragene Amt und betraue Sie hierdurch mit allen Rechten und Pflichten dieses hochwichtigen Amtes.

Die Aufgabe ist verantwortungsreich und schwierig — doppelt schwierig, weil Sie einen Mann zu ersetzen haben, dessen aufopfernde und segensreiche Wirksamkeit allgemeine Anerkennung verdient, und dessen ehrenvollste und wehmüthige Erwähnung an dieser Stätte und zu dieser Stunde eine geziemende Gabe des Dankes ist. Und aufrichtiger Dank gebührt auch Ihnen, hochgeehrter Herr Oberlehrer Levinson, für die Hingebung, mit welcher Sie im Geiste des ausgeschiedenen Directors das Amt desselben vertreten haben.

Es ist ein grosses Vertrauen, geehrter Herr Director, welches Sie an die Spitze dieser Anstalt beruft. Dieses Vertrauens vollgültigster Zeuge ist der hochverehrte Vertreter des Herrn Ministers, welcher in unserem Kreise weilt; in seinem Urtheile liegt eine sichere Bürgschaft für den Erfolg Ihrer Wirksamkeit. Gleichermassen dürfen Sie versichert sein, dass Sie bei der oberen Schulbehörde, der die nähere Obhut über das höhere Schulwesen dieser Provinz übertragen ist, das in Sie gesetzte Vertrauen bethätigt finden werden durch wohlwollende Fürsorge und durch kräftige Förderung alles dessen, was der Ihrer Leitung anvertrauten Anstalt frommt. Es liegt uns warm am Herzen, dass das Pädagogium wie unter dem Schirme so im Sinne derer, die es neu geschaffen, zu dauernder Blüthe sich entwickele, um der hier vereinten Jugend die besste Mitgift zu schenken, die ihr verliehen werden kann: wahre, echte Menschenbildung, welche in gleichem Masse Herz, Verstand und Geist bereichert und adelt.

Sie treten ein in einen Ihnen nicht unbekannten Kreis, und wenn auch Ort und Menschen Ihnen meist noch fremd sind, so begegnen Sie doch vertrauten Verhältnissen,

den Verhältnissen einer Anstalt, in denen der erfahrene Schulmann sich heimisch und glücklich fühlen wird. Hochgeehrter Herr Director, ich irre nicht darin, dass Sie ein vertrauensvolles Entgegenkommen im Kreise Ihrer neuen Amtsgenossen finden werden, und ich spreche, meine Herrn Lehrer, gern und freudig die Zuversicht aus, dass Sie in einmüthigem Sinne sich mit dem Herrn Director hier in dem Mittelpunkte Ihrer Thätigkeit und Pflichten eng verbunden fühlen werden. Diese Einmüthigkeit, die beste Gehülfin bei gemeinsamer Arbeit, und sie allein, verbürgt ein Gedeihen Ihres gemeinsamen Tagewerks. Es ist ein köstlich Ding, wenn die, welche unter einem Dache wohnen, durch einträchtigen Sinn und dessen bessten Sohn, Frieden und schönes Friedenswerk, verbunden sind.

Und Euch, liebe Schüler dieser Anstalt, liegt es ob, jenes Werk Eurer Lehrer, deren Amt wie an Segen, so auch reich ist an Arbeit, Mühe und Sorge, ja manchmal an Herzeleid, zu erleichtern.

Dazu sind Ordnung und Fleiss, frommer Sinn, der das Herz fest macht, Sittlichkeit, welche sich äussert in guter Gesittung, und Treue die in Eure Hand gelegten Mittel. Allen diesen Mitteln liegt aber williger Gehorsam zu Grunde. Dieser Gehorsam entspringt, wie bei dem Kinde gegen die Eltern, aus vollem Vertrauen und aus der Liebe und wird bei dem Wohlgearteten zur löblichen Gewohnheit; den Gereifteren leitet zum Gehorsam Einsicht und freier Wille: immer aber entspringt derselbe aus einer guten Zucht; gute Zucht aber ist strenge Zucht; und nur vor solcher hat die Jugend volle Achtung. Und in derselben verleugnet sich nicht die Liebe, die aller guten Gabe Grund und Ursprung ist.

Wo die Familie glücklich beisammen wohnt, da waltet die Liebe; der Familie vergleichbar ist die Gemeinschaft, in welcher hier Lehrer und Schüler in einem Hause zusammenwohnen. Darum soll dies ein Haus sein, in welchem der Herr wohnt, denn wo der Herr wohnt, da lebt und wirkt die Liebe. Aus ihr wird jedes Werk hervorgehen, das Sie vollbringen, meine Herrn Lehrer, und keine Gabe soll von Ihnen kommen, die nicht eine Gabe der Liebe wäre. Sie trägt und duldet, sie hilft und fördert, aber sie gibt sich auch kund in der strengen Zucht, von der ich sprach, und in der Forderung schwerer Arbeit, die der Schüler leisten soll. Sie ist unnachsichtig wie gegen Trägheit und Träumerei, so gegen weichliches, flaches, tändelndes Wesen, das keinen Ernst liebt; und sie ist's, — irret Euch nicht, liebe Schüler! —, die auch im Zorne lebendig ist. Ich meine den heiligen Zorn, der dem Uebermuthe wehrt, welcher Widerwilligkeit und empfindliches Wesen bezwingt, der die Verkehrtheit straft und den Starrsinn bricht.

Möge es Ihnen vergönnt sein, hochgeehrter Herr Director, Hand in Hand mit Ihren Herrn Amtsgenossen, mehr als die zürnenden und strafenden die milden Aeusserungen der Liebe zu üben!

Und so gelinge denn mit Gottes Hülfe, der diesen Ort und das Land umher mit seinen Gaben vielfältig gesegnet hat und heute Thal und Feld mit Frühlingsschöne schmückt so gelinge das Werk, das unter Ihrer Führung gedeihen soll, damit aus diesem Hause eine Jugend hervorgehe, gebildet an dem Bessten, was die Schule zu reichen vermag, an

Gesinnung und Streben rein, fest im Wissen und in der Richtung ihres Willens, tüchtig für die gute That, treu und dankbar im Herzen, der Lehrer Freude und Stolz, eine schöne Hoffnung für das Vaterland und dessen erhabenen Schirmherrn, und in alle Wege sicher und geweiht für's Leben und Sterben durch einfache, wahre, unwandelbare Gottesfurcht!

Das walte Gott!

Antrittsrede des Directors.

Es ist eine in vielen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes herrschende, altehrwürdige Sitte, dass bei feierlichen Handlungen derjenige, welchen dieselbe zunächst angeht, sein Glaubensbekenntniss ablegt, und diese Sitte beschränkt sich nicht nur auf rein kirchliche Acte, sondern dehnt sich auch aus auf andere, wie das Ablegen eines feierlichen Eidschwurs oder die Uebernahme eines neuen Amtes. Es kann nur beklagt werden, dass diese schöne Sitte, wie so manche andere unseres Volkes, in Abnahme begriffen ist, aber ich möchte um die Erlaubniss bitten ihr heute, wenn auch in etwas anderer Weise, zu folgen. Nicht unser christlich-evangelisches, nicht etwa ein politisches Bekenntniss will ich vor Ihnen ablegen, aber an dem Tage, an welchem mir die Leitung des Ilfelder Pädagogiums übertragen werden soll, da drängt es mich mein pädagogisches Glaubensbekenntniss offen darzulegen, nicht als ob ich von den allgemein anerkannten und auch anderwärts üblichen abweichende, ganz neue Grundsätze hätte und befolgen wollte; — nein, es sind alte und bewährte Sätze, die ich aussprechen werde, die aber immer wieder von Neuem aufgestellt werden müssen, damit sie zu aller Zeit nicht nur nicht vergessen, sondern auch beobachtet und in einem feinen und guten Herzen bewahrt werden. Dieser Aufgabe nun: vor Ihnen zu bekennen, was ich in Sachen des Unterrichts und der Erziehung glaube, kann ich vielleicht in keiner besseren Weise gerecht werden, als indem ich anknüpfe an die verschiedenen Namen; mit denen unsre Ilfelder Schule bezeichnet zu werden pflegt.

Der erste dieser Namen, der hier wohl am wenigsten gebräuchlich ist, der aber doch unserer Schule ebenso gut zukommt, wie allen andern gleich oder ähnlich eingerichteten unseres Landes, ist der eines Gymnasiums, das ist der Name, an den Ihr, geliebte Schüler und Zöglinge, Euch besonders halten müsst. Ihr wisst, dass im Alterthum unter *γυμνάσιον* der Ort verstanden wurde, an welchem die Jünglinge ihre Leibesübungen anzustellen pflegten; in den Hallen jedoch, die den eigentlichen Uebungsplatz umgaben, kamen Philosophen und Rhetoren zusammen und führten dort wissenschaftliche Unterhaltungen theils mit sich theils mit ihren Schülern, und so kam es, dass schon frühe der Name Gymnasium übertragen wurde auf Schulen, in denen nicht blos der Körper, sondern namentlich der Geist gebildet werden sollte. Eine Ringschule war also und ist auch heute

noch das Gymnasium, nur dass die Ziele, nach denen gerungen wird, andere geworden sind. Welches sind denn, so fragt Ihr wohl, die Ziele, nach deren Erreichung wir streben sollen? — Zuerst sollt Ihr auch danach ringen, Euren Körper zu stärken und zu kräftigen, ihm zu Ausdauer und Gewandtheit zu verhelfen; auch dafür wird Euch hier ja die schönste und beste Gelegenheit geboten. — Doch das zweite und weit höhere ist in dem gesunden Körper ein gesunder Geist. „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten," deshalb müsst Ihr ringen nach einer tüchtigen Ausbildung Eures Geistes. Ihr sollt Jünger der Wissenschaft sein und werden, Ihr sollt dereinst als Beamte, Lehrer oder Geistliche unserem Volke und Staate dienen, aber welchem Berufe Ihr auch folgen möget, Ihr sollt zeigen, dass Ihr aus einer Schule stammt, in der Ihr gelernt habt, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu lieben und zu achten, nicht um äusserlicher Ehre und Ansehens bei den Menschen willen, auch nicht blos um der inneren Befriedigung willen, sondern um des Bewusstseins willen, nach dem Guten, Wahren und Schönen zu streben und damit zu leiten und zu fördern diejenigen, deren Wohl Euch dereinst wird anvertraut werden. — Aber was hülfe es, wenn Ihr die ganze Welt gewännet und nähmet Schaden an Eurer Seele? „Si Christum nescis, nihil est, si cetera discis." Nicht blos danach also sollt Ihr ringen, tüchtige, der Wissenschaft ergebene Schüler zu sein, nicht blos dereinst tüchtige Bürger unseres Vaterlandes zu werden, sondern vor Allem, dereinst Gott wohlgefällige Bürger unserer himmlischen Heimath zu werden. Nie dürft Ihr vergessen, dass die Furcht Gottes der Weisheit Anfang ist, dass Gottes Gebote zu halten Eure heiligste und vornehmste Pflicht ist, gegen die alle andern zurücktreten müssen.

Habe ich Euch, liebe Schüler, so in kurzen Zügen vorgehalten die Ziele, welche Euch als die zu erstrebenden gesteckt sind, so weiss ich Euch, um zu solchem Ziele zu gelangen, keinen besseren Weg anzugeben als den alten Wahrspruch, mit dem in vielen Gymnasien grade diese Stätte geschmückt worden ist, den Wahrspruch: Ora et labora! Bete und arbeite! das sind die sicheren und allein sicheren Mittel, um zu einem fröhlichen und seligen Ende zu gelangen. Seht, liebe Schüler, das ist mein Glaubensbekenntniss in Bezug auf Euch: ich glaube, wenn Ihr betet und arbeitet, so wird es Euch gelingen, Körper, Geist und Seele auszubilden, so werdet Ihr wachsen und gedeihen, stark werden im Geist, voller Weisheit, und Gottes Gnade wird bei Euch sein!

Der zweite und der amtliche Name unserer Schule ist Pädagogium, und damit unterscheidet sie sich sehr wesentlich von andern Schulen gleicher Gattung, dass sie nicht blos Unterrichtsanstalt, sondern ebenso sehr Erziehungsanstalt ist. Zwar wird kein Lehrer irgend einer Anstalt, sie sei geartet, wie sie wolle, seinen Beruf richtig auffassen, wenn er der Meinung lebt, es genüge zu seiner Pflichterfüllung, dass er diesen oder jenen vorgeschriebenen Unterrichtsstoff seinen Schülern beibringe, um alles Uebrige brauche er sich nicht zu kümmern, — aber nirgends wird ein solcher Lehrer unbrauchbarer sein, als an geschlossenen Anstalten, wie die unsrige ist. Und wäre unser Beruf kein anderer, wahrlich, es wäre ein recht kläglicher und nichtiger, wenn der Verkehr zwischen Lehrer

und Schüler nur von dem Munde des einen bis zum Ohre des andern sich erstreckte, wenn er nicht vom Herzen zum Herzen gienge. Aber dem ist auch nicht so, es muss vielmehr jeder Unterricht ein erziehliches Moment in sich enthalten; und uns, meine verehrten Herrn Amtsgenossen, muss der Name „Pädagogium" um so mehr darauf hinweisen, dass wir diese beiden Seiten unseres Amtes, das Unterrichten und das Erziehen, in gleiche Linie stellen und in der möglich grössten Vollkommenheit zu erfüllen bemüht sind. Darf ich nun vor Ihnen auch nach dieser Richtung hin mein Glaubensbekenntniss ablegen? — Es wird von einem alten Schulmanne erzählt, dass er seinem Schüler, der sich demselben Berufe zu widmen im Begriffe war, die goldene Regel an das Herz legte: „mein Sohn, vergiss nicht, dass amo die erste und doceo erst die zweite Conjugation ist." Und so glaube auch ich: das Wirken des Lehrers und Erziehers muss beruhen auf der Liebe; und zwar muss dieselbe eine zweifache sein, eine Liebe zu dem Gegenstande, welchen er unterrichtet, und eine Liebe zu der Jugend, die ihm anvertraut ist. Aber grade weil der Lehrer eine doppelte Liebe haben muss, eine zu dem Objecte des zu Lehrenden und eine zu dem Subjecte des Lernenden, so wird auch der Unsegen der Unzufriedenheit mit seinem Berufe ebenso, wie der Segen der Zufriedenheit ein doppelter sein. Freilich, wer diesen köstlichen Segen sich erwerben will, der darf Mühe und Arbeit nicht scheuen, der muss unablässig ringen und streben, nie darf er glauben, dass er es schon erreicht hätte, — dass er es immer besser und schöner erreichen wolle, muss all sein Sinnen und Denken in Anspruch nehmen. Auch darf er namentlich die Liebe zum klassischen Alterthum nicht etwa sich verscherzen lassen dadurch, dass dasselbe mit unserer frischen Gegenwart in keinem Zusammenhange zu stehen scheint; noch weniger darf er die Liebe zur Jugend verlieren wegen des kecken Uebermuths oder der leichtsinnigen Unbesonnenheit Einzelner. Wer aber diese zweifache Liebe sich zu bewahren weiss, dem wird dann in einer dritten Liebe der herrlichste Lohn zu Theil, in der Liebe und Dankbarkeit seiner Schüler; denn wer Liebe säet, der wird auch Liebe ernten, und wahrlich ein Lohn, köstlicher als Reichthum und Ehren, köstlicher als jeder irdische Besitz ist der von Herzen kommende Dank, ist die aus den Augen leuchtende Liebe des Schülers.

Es sei mir gestattet, hier noch einer anderen pädagogischen Anweisung zu gedenken, um so mehr da sie ausgeht von einem Manne, den unser Ilfeld immer mit berechtigtem Stolze unter seinen Lehrern aufzählen wird, von dem Manne, der es verdient als der Begründer der klassischen Alterthumsstudien angesehen zu werden, von Friedrich August Wolf. Derselbe gab auf vielfaches Drängen, dass er ein Lehrbuch der Pädagogik schreiben möchte, die Antwort: wozu ein Buch schreiben über eine Sache, die sich zusammenfassen lässt in den Einen Satz: „Habe Geist und wisse Geist zu wecken." Ein stolzes Wort, das viel gelobt und ebenso viel getadelt worden ist. Man hat wohl gesagt, der Lehrer muss gar nicht geistreich sein, ja er soll es nicht einmal sein, denn je geistreicher einer ist, um so weniger hat er in der Regel Lust zu der unumgänglich nöthigen Wiederholung des schon oft Vorgetragenen, zu dem ebenso nöthigen Sichherablassen auf den

Standpunct des nicht verstehenden oder des irrenden Schülers; aber doch noch schlimmer als dieses Extrem des genialen Lehrers ist das entgegengesetzte, das des geistlosen Lehrers, der seinen Unterricht gibt in hergebrachter, einförmiger Weise, unbekümmert um die Wirkung seiner Worte in gleichgültiger Stumpfheit gegen sich selbst und seine Schüler. Aber so gewiss es zwischen diesen beiden äussersten Endpuncten gar manche acht- und ehrbare Mittelstufe gibt, und so gewiss das Lehramt nie zu einem mechanischen Handwerke heruntersinken, der Lehrer nie vergessen darf, dass es seine Pflicht ist den Geist zu wecken und zu bilden, ebenso sicher müssen wir doch gegen diese Wolf'sche Pädagogik Einspruch erheben, wenn damit die Aufgabe des Pädagogen erschöpft sein soll, und wir thun dies mit Rückert's Worten:

„Kopf ohne Herz, Herz ohne Kopf, verhängnissvolle Gaben;
Der Menschen Heil ist: Kopf und Herz auf richt'gem Fleck zu haben."

Ich komme endlich zu dem dritten Namen unserer Anstalt, der vielleicht der gebräuchlichste und bedeutungsvollste, jedenfalls nicht minder als die andern geeignet ist uns zu belehren und zu mahnen. Wie man die mit den bischöflichen Kirchen verbundenen Schulen Domschulen zu nennen pflegte, so bezeichnete man ursprünglich mit dem Worte Klosterschule diejenigen, die neben und mit den Klöstern entstanden; so die Stiftsschule zu Tours unter dem berühmten englischen Mönche Alcuin, so unter dessen bedeutendstem Schüler, Hrabanus Maurus die Klosterschule zu Fulda. Seit den Zeiten der Reformation hat der Name eine andere Bedeutung gewonnen; man versteht seitdem darunter die aus den aufgehobenen Klöstern entstandenen Schulen, so namentlich in Sachsen, Württemberg und Hessen. Wie hatten sich aber auch die Klöster von Karl dem Grossen bis zu Karl V verändert; aus Stätten der Wissenschaft, eines frommen und beschaulichen Lebens waren sie herabgesunken zu Herbergen des Müssiggangs, der Unwissenheit und unzüchtigen Wandels. Nun wurden sie in den protestantischen Ländern meist in Schulen umgewandelt und sollten in anderer Gestalt wieder werden, was sie in ihren bessten Zeiten gewesen waren; und was ist das? Lassen Sie mich, hochgeehrte Anwesende, dies bezeichnen mit dem Gelübde, welches in der altberühmten Klosterschule Pforte die neu aufgenommenen Schüler abzulegen pflegen; sie versprechen, mit Gottes Hülfe fleissig, gehorsam, gottesfürchtig und dankbar zu sein. Und da in der That geschlossene Anstalten neben besonderen Vorzügen doch auch ihre eigenthümlichen Gefahren haben, so sind es diese vier Cardinaltugenden, nach denen jeder streben muss, um dem Uebel zu entgehen und des Guten theilhaftig zu werden. — Der Fleiss ist die Grundtugend jedes Schülers, aus ihm ergeben sich zum grossen Theile die andern; nur muss dieser Fleiss beruhen nicht etwa blos auf der Furcht vor Strafe oder auf der Aussicht auf Belohnung, sondern auf einem lebendigen Pflichtgefühle oder, was noch besser ist, auf der Liebe zu den Wissenschaften. Die zweite Tugend, die jeder Klosterschüler in grösserem Masse sich aneignen muss, als Schüler anderer Anstalten, ist der Gehorsam, das ist: „der Pflichten schwerste zu erfüllen,
„zu bändigen den eignen Willen."

Gar manche Dinge, die an und für sich erlaubt sind, die auch auf andern Schulen nicht verboten werden, müssen bei dem Zusammenleben Vieler streng untersagt, und die Ueberschreitung solcher Bestimmungen darf nicht geduldet werden. Um des Ganzen willen muss jeder Einzelne sich manche Beschränkung auferlegen und Gehorsam üben namentlich auch gegenüber solchen Anordnungen und Einrichtungen, die zuweilen bedeutungslos scheinen können, für die Gemeinschaft aber getroffen werden müssen. Aber leicht wird diese Pflicht wie jede andere, wenn Ihr, liebe Schüler, Euch der Erfüllung derselben unterzieht aus Gottesfurcht, wenn Ihr bedenkt, dass Ihr, um Gottes Geboten nachzuleben, auch die besonderen Pflichten des Standes erfüllen müsst, in welchen Gott Euch gesetzt hat. Eine seltene und darum nur um so schönere Tugend endlich ist die Dankbarkeit, aber ich darf wohl sagen, dass gerade diese in Klosterschulen häufiger gefunden wird, als in städtischen Anstalten. Wenn auch oft dieses Gefühl der Dankbarkeit sich erst in den reiferen Jahren einstellt, so ist es doch begreiflich, dass die Anhänglichkeit der Schüler unter einander sowohl als die Anhänglichkeit der Schüler an die Anstalt, die sie gepflegt und genährt hat, lebhafter und dauernder ist, als in grossen Städten, die ein so festes und inniges Zusammenleben und Zusammenwachsen von Schule und Schüler nicht kennen. Seht, liebe Schüler, das hauptsächlich ist eine berechtigte Klostereigenthümlichkeit, die unserem Ilfeld immer bewahrt bleiben möge. Und so weiss ich keinen Wunsch, mit dem ich besser mein neues Amt antreten könnte, als den, dass diese vier Tugenden, Fleiss, Gehorsam, Gottesfurcht und Dankbarkeit in unserer Ilfelder Klosterschule immer mehr wachsen und gedeihen mögen. Der Herr aber, der das Wollen gibt und das Vollbringen, wolle Lehrer und Schüler stärken mit seinem Segen, Er wolle seine schützende Hand legen auf unser Kloster, dass es blühe und immer reiner und lauterer werde zu Seines Namens Ruhm und Ehre!

Doch kann ich diese Stätte nicht verlassen, ohne zuvor meinen eignen Dankesgefühlen Worte geliehen zu haben. Zunächst sei Sr. Majestät, unserem Könige, welcher allergnädigst geruht hat mich zum Gymnasialdirector zu ernennen, mein allerunterthänigster, tiefgefühlter Dank dargebracht. Sr. Excellenz, dem Herrn Minister und seinem Vertreter, Ihnen, hochzuverehrender Herr Geheime Oberregierungs-Rath, der Sie diese Feierlichkeit durch Ihre Gegenwart ausgezeichnet haben, spreche ich mit meinem innigsten und ehrerbietigsten Danke für das mir durch Uebertragung dieses neuen Amtes bewiesene hohe Vertrauen auch die gehorsamste Bitte aus, dass Sie, wie bisher, unsere Ilfelder Klosterschule in Ihre besondere Obhut nehmen und Ihre theilnehmende und freundliche Fürsorge ihr auch ferner mögen zu Gute kommen lassen. Denselben Dank und dieselbe Bitte richte ich auch an Sie, hochzuverehrender Herr Schulrath, mit dem Versprechen, dass Ihre erhebenden Worte, mit denen Sie mir eben die Pflichten meines Amtes an's Herz gelegt haben, mir für immer zur Richtschnur dienen sollen, und dass ich mit Gottes Hülfe nach bessten Kräften bemüht sein werde, mich des Vertrauens würdig zu beweisen, das mich auf diese Stelle berufen hat.

Schulnachrichten

von Ostern 1870 bis Ostern 1871.

I. Lehrverfassung.

Prima.

Ordinarius: der Director.

Religion: Lectüre der beiden Corintherbriefe im Urtexte. (S.) Kirchengeschichte von den Zeiten der Apostel bis zur Reformation im Anschlusse an Hollenberg's Hülfsbuch § 92—124. (W.) 2 St. w. Haevernick.

Deutsch: Litteraturgeschichte bis auf Lessing. Lectüre von Lessing's Laokoon. Besprechung einzelner Themen und Correctur der deutschen Aufsätze. 3 St. w. Albrecht.

Lateinisch: Horat. Od. B. I u. II. (S.) Sat. B. I u. II. (W.) 2 St. w. Schimmelpfeng. Cicero pro Milone und Tuscul. B. V. (S.) Cicero Verr. lib. IV und de oratore B. I. (W.) Aufsätze, Exercitien, Extemporalien, Uebungen im Lateinsprechen. 6 St. w. Levinson, vertreten durch Schimmelpfeng.

Griechisch: Hom. Il. B. I—VI und Thucyd. I u. II cap. 35—46. (S.) Hom. Il. B. VII—XII und Soph. Aias. (W.) Extemporalien und Exercitien meist mit Anschluss an Privatlectüre aus Lysias, Xenophon, Thucyd., Herodot. Wiederholung der Syntax. 6 St. w. Schimmelpfeng.

Hebräisch: Repetition der gesammten Formenlehre. Syntax, Lectüre der Genesis und ausgewählter Psalmen. Uebungen im Analysieren, Extemporalien. Einige Psalmen wurden memoriert. 2 St. w. Haevernick.

Französisch: Phèdre von Racine. (S.) Histoire de la civilisation en Europe von Guizot. (W.) Wiederholung der wichtigsten Regeln der Syntax nach Ploetz II. Curs. Exercitium und Extemporale wöchentlich abwechselnd. 2 St. w. Benguerel.

Englisch: Robert Clive von Macaulay. (S.) Richard II von Shakspere. (W.) Grammatik nach Plate II. Curs. lect. 25 - 55. Exercitium und Extemporale wöchentlich abwechselnd. 2 St. w. Benguerel.